



50 JAHRE IM ZEICHEN DER LILIE

REUSE

rundbrief des jugendrings
darmstadt
1961 - 2

Herausgeber: Stadtjugendring

Redaktion: L. Gernhardt
(Keckes)

Dr. C.-W. Lorenz - R. Middel
F. Steen - J. Steinkopff (Monti)
in Gemeinschaft mit

Dr. W. Rohde - H. Horlebein
(Heinz) - A. Hübner (Axel)

M. Stork (Manfred)

R. Mannesmann (Rolf)

G. Maul (Gerd) - W. Heidrich
(Akelus) - Ch. Geweniger (Mac)

H. H. v. Wangenheim (Hasso)

G. Müller (Ailur) - W. Langsdorf
(Werner) - H. Wissmann (Pimm)

G. Arnold (Götz) - M. J. Van Horne (Van)
J. Karta (Jaska)

A. Gonnermann (Adolf)

W. Grimm (Wolf)

Nachdruck mit Quellenangabe
gestattet

Graphik: U. Kühn (Umschlag)

J. Huthmann

H. Teubner - V. Keller

Klischees: BDP, Bundesamt
Lutz Natho (BDP-Tokio)

Hans Kappel (DF-Kreuznach)

Auflage: 1800

Ausgabedatum: 30. Mai 1961

INHALT

Zum Geleit, S. 1

Ins Logbuch notiert, S. 2

Der Beginn und die Jahre 1911—1933, S. 4

Die Horstführer, S. 5

Der neue Anfang nach dem Krieg in Darmstadt, S. 6

„Darmstädter Echo“, Freitag, den 3. September 1948, S. 8

Daten, die Geschichte machten, S. 8

Wasser ist zum Waschen da, S. 9

Auslandsfahrten, S. 10

(In einem algerischen Dorf — Floßfahrt auf dem

„Oulanka-joki“ — Camargue — Am Kaspischen

Meer [Tagebuchnotizen] — Geschichten um die

Bienenbarke)

Schmuggler, Grenzer, Grüne Röcke, S. 22

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, S. 22

Kein Platz für wilde Tiere, S. 23

Worte — Begriffe — Erklärungen, S. 23

Die Wölflingsstufe, S. 24

(Nur ein Nagel — Winterlager — Ein aufregende

Meutenstunde)

Die Pfadfinderstufe, S. 26

(Versprechen, Gebot, Wahlspruch — Vom „Großen

Spiel“ — Aus der Sippenchronik — Höhlenforscher —

Blinkerei — Die Brücke am Bärensee — Es geschah

am helllichten Tag)

Die Roverstufe, S. 33

Vom Ratsfelsen zum Stadtheim, S. 36

Duften! S. 39

Siempre listo — weest paraat — sois pret — ommer

beret — sii preparato — be prepared — vaer beredt —

allzeit bereit — toujours prêt, S. 39

(Historisches — Horstlager 1956 am Lac de la Maix —

Ein Zusammentreffen mit griechischen Pfadfindern —

Ein Brief — Erinnerung aus einem finnischen

Pfadfinderlager)

Menschen hinter Gittern, S. 43

Darmstädter Spezialitäten, S. 44

(Echo, Echo, Echo... — Ein dreifaches Helau —

Ein Pfadfinder ist hilfsbereit — Bilder, Bilder... —

Schön war's doch...)

Die Memoiren eines Horsttopfes)

Der festliche Feierakt, S. 48



50 Jahre im Zeichen der Lilie Pfadfindertum 1911—1961

Eine Gemeinschaftsarbeit der Pfadfinder des Horstes
„Hohe Tanne“ in Darmstadt unter Leitung von
W. Grimm (Wolf) und mit Unterstützung der
Redaktion der REUSE

Zum Geleit

Bedeutet es nicht einen großen Widerspruch, daß wir, die Vertreter der „Skeptischen Generation“, einer Idee nachstreben, die vor 50 Jahren geboren wurde? Diese grundsätzliche Frage tat sich auf, als wir uns mit dem Gedanken trugen, eine Jubiläumsschrift herauszugeben.

Die Soziologen sprechen uns die Berechtigung ab, da die Jugend jedem Engagement feindlich gegenüberstehe. Wir aber sind der Ansicht, daß in der heutigen, seelenlosen Industriegesellschaft die zeitlosen Ideen des Pfadfindertums notwendiger sind denn je.

Aus diesem Grund haben wir dieses Heft zusammengestellt, um damit einen Einblick in unser Tun und Wollen zu geben.

Darmstadt, 16. 4. 1961

Wolfgang Grimm (BDP)

Meine lieben Pfadfinderbrüder!

Am Tage unseres hohen Schutzpatrons, unseres großen Vorbildes ritterlichen Geistes, denke ich besonders an unsere in fünfzig Jahren treu bewährten Stämme in dankbarer Würdigung ihrer Bewährung in trüben wie in frohen Tagen und Zeiten.

Ich hatte ja die Freude, während der 50 Jahre von Anfang an mit Euch verbunden zu sein, besonders aber stehen mir die Jahre 1919 und 1926 in besonders angenehmer Erinnerung. Ihr seid in wankender Zeit unserem Lilienbanner treu geblieben; es sind Eure Väter gewesen, an die ich mich in erster Linie wende. Sie sollen der jungen Generation, der Ihr in einer großen angesehenen Gemeinschaft der Weltpfadfinderbünde zu leben und zu wirken das Glück habt, leuchtendes Beispiel sein, daß ein richtiger Pfadfinder immer Pfadfinder bleibt, in seinen ganzen Worten und Taten ein ritterlicher, stets hilfsbereiter gütiger Mensch, Vorbild für die ganze Jugend, die den richtigen Lebenspfad noch nicht gefunden hat.

In diesem Sinne sende ich Euch meine herzlichsten Grüße und die aufrichtigsten Wünsche für weiteres Blühen und Gedeihen Eures Horstes und seiner vorbildlichen Führerschaft.

Mit herzlichstem kräftigem

Gut Pfad!

Euer allzeit getreuer

Ehrenpräsident des Bundes Deutscher Pfadfinder

Schloß Elmischwang,
am St. Georgstag 1961

Ins Logbuch notiert

Jubiläen sind heute oft ein willkommener Anlaß, um sich von dritter Seite her (oft sogar auf ausdrückliche Bestellung!) die Richtigkeit getaner Arbeit bestätigen zu lassen. „Preisend mit viel schönen Reden“ wird dann wort- und druckreich „gefeiert“. Um so erfreulicher, wenn man einen solchen Gedenktag mit einer schlichten Selbstdarstellung begeht. Man steht dann persönlich und nicht „i. A.“ für eigene Leistung und Lebensform ein

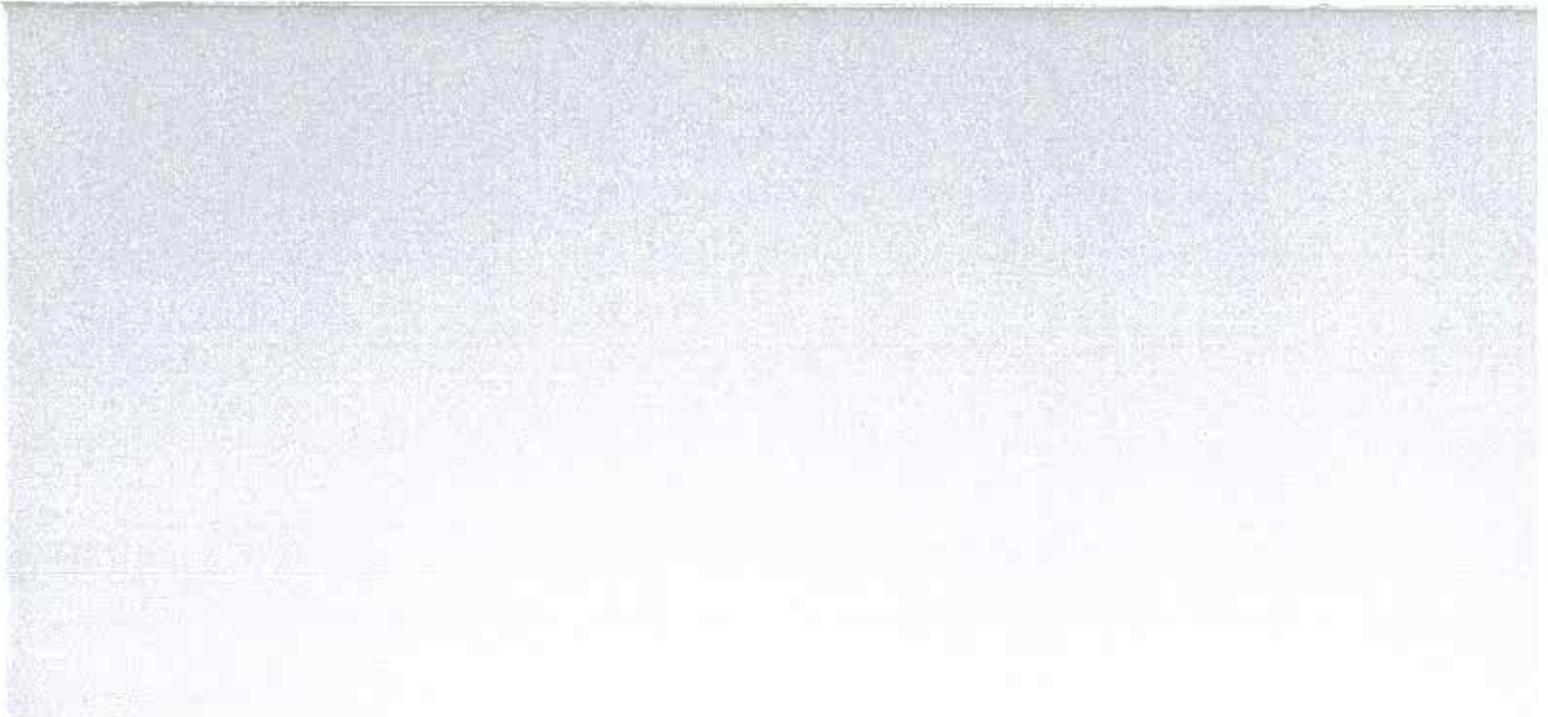
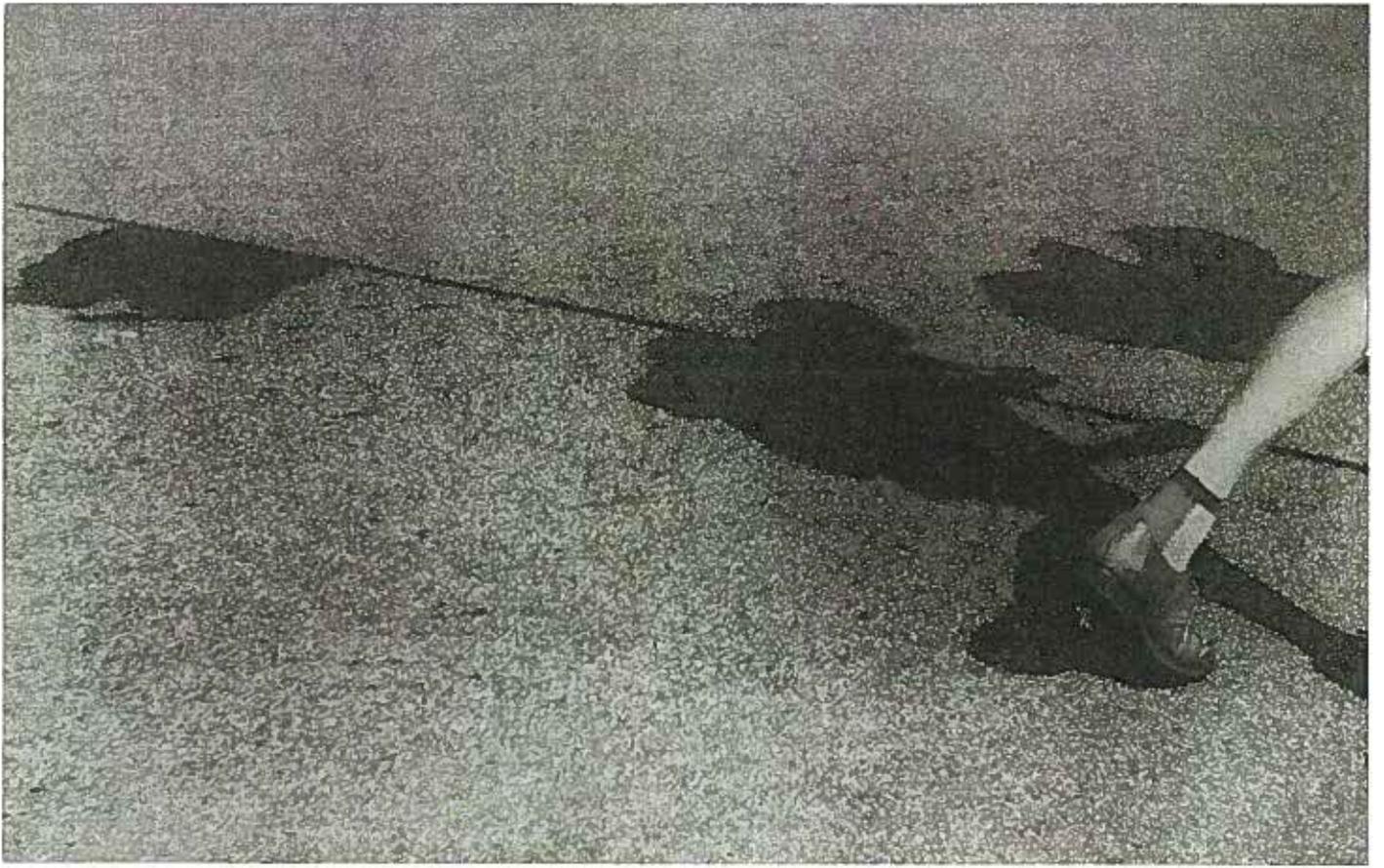
Unser Logbuch ist kein Auftragsblock. Wenn wir darin ein wenig über 50 Jahre Pfadfindertum in Darmstadt nachdenken, dann deshalb, weil der *Stil* des Pfadfindertums (als Lebensstil verstanden) weit über die speziellen Pfadfinderbünde hinaus gewirkt hat. Die Legitimation für den Logbuchführer besteht in seiner Eigenschaft als Altpfadfinder des Bundes Schweizerischer Pfadfinder.

Wir wollen uns hier nur auf die Frage beschränken, inwieweit das oft zitierte „*Lebenspfadfindertum*“ eine bloße „Idee“ geblieben ist oder nicht. Der große alte B. P. hat auf dieses Lebenspfadfindertum besonderen Wert gelegt. Wir haben gerade in Deutschland erfahren müssen, welch schmerzlichen Belastungsproben solch ein Ziel ausgesetzt sein kann. Das Pfadfindertum ist der idealistischen Anfälligkeit für ideologische Zufälligkeiten (wie alle von der Jugendbewegung her geprägten Bünde) nicht immer entgangen. Bündigung war nicht immer zugleich Bändigung. Wenn wir *dennoch* auch nach dem zweiten Weltkriege einen raschen Aufstieg des Pfadfindertums erlebt haben, so ist dies wohl mit darauf zurückzuführen, daß ein wesentliches Kennzeichen des Pfadfindertums gegenüber öffentlichen und geheimen Verführern immun blieb: die weise Beschränkung seiner Forderungen auf das, was einem jungen Menschen (selbst in den schwierigsten Situationen) möglich und zumutbar ist! Also die Lebensnähe und der Realismus. Wir wissen wohl, daß die letzte Stufe aktiven Pfadfinderlebens, das *Roverium*, immer auch die problematischste war. Das war früher so. Das ist heute nicht viel anders. Im Ausland und im Inland. Soll das Ziel eines Lebenspfadfindertums jedoch erreicht werden, dann ist diese Stufe die wichtigste überhaupt. Wenn sich nach dem Kriege alte Führer fanden, um den Boden zu bereiten für einen Neuanfang des Bundes, dann waren es Lebenspfadfinder, die die Zeit des Schreckens innerlich heil überstan-

den hatten. Wie steht es heute? Haben wir genügend „ebenbürtige“ Leute?

Der Logbuchführer hat da manchmal den Eindruck gewonnen, als gäbe es zwar viele ausgesprochene Lebenspfadfinder in allen Bereichen des bürgerlichen und öffentlichen Lebens, als hätten jedoch die wenigsten von ihnen die Roverstufe bewußt durchlaufen. Das sollte uns zu denken geben. Offenbar ist der *Inhalt* des Pfadfindertums wichtiger als die *Formen*, in denen es sich jeweils auslebt und darstellt. Und offensichtlich sind die gestaltenden Kräfte des Pfadfindertums nicht von einem sauberen Ritus, nach welchem alle Stufen (theoretisch) zu durchlaufen sind, abhängig. Ich weiß sehr wohl, daß ich mit solcher Erkenntnis meiner eigenen Praxis in der Ausbildung Schweizerischer Pfadfinderführer widerspreche. Was tut's, wenn sie richtig ist! Der einzelne Bund, der einzelne Horst, die einzelne Sippe bleibt Zelle, von der aus starke Impulse die Umwelt so prägen und durchwirken können, daß oft Menschen erreicht werden, die von Haus aus zunächst nichts mit der Pfadfinderei zu tun haben. Behält man das im Blick, dann wäre die *Roverstufe* weniger eine Fortführung des begonnenen jugendlichen Zusammenschlusses unter Gesetz und Versprechen, als vielmehr die notwendige neue Stoßtruppbildung, um diesen Impulsen uneigennützig in besonderer Weise den Weg zu bahnen — bis über den eigenen Bund hinaus. Ja, dann wäre es kein allzu großes Unglück, wenn uns der oder jener eines Tages wieder verläßt, wissen wir doch, daß er in der entscheidenden Zeit unseres Zusammenlebens so geprägt und geformt wurde, daß sich unbewußt sein eigenes Leben nach den Gesetzen des Pfadfindertums auch dann noch gestaltet und vollzieht, wenn er schon längst nicht mehr unsere Kluft trägt. In dem Liedvers „Wer einmal zur Lilie sich freudig bekannt, den knüpft an die Lilie ein ewiges Band“ steckt eine tiefere, weltbewegendere Wahrheit, als es die etwas romantische Formulierung auf den ersten Blick ahnen läßt. Sie läßt sich freilich nicht ohne weiteres in konservierte Formen pressen.

In diesem Sinne darf ich das Logbuch bis zum nächsten Mal schließen mit einem herzlichen Gruß — zugleich im Namen der ganzen Redaktionsgemeinschaft der REUSE — an unsere Darmstädter Pfadfinder vom Horst Hohe Tanne, die sich nun selber zu Wort melden. Monti



Der Beginn und die Jahre 1911–1933

Wenn der Horst „Hohe Tanne“ in diesem Jahre fünfzig Jahre besteht, so ist es schon berechtigt, auf diese fünf Jahrzehnte, wenn auch nur in großen Umrissen, Rückschau zu halten.

Der Horst Darmstadt wurde 1911 von *Ernst Lorey*, *Kurt Reisser* und *Franz Harres* gegründet, die Gruppe der Pfadfinderinnen von Frau *Berta Lorey*.

Schon im Jahre 1909, ein Jahr nach der Herausgabe des Pfadfinderbuches von *Baden-Powell*, war das Deutsche Pfadfinderbuch, verfaßt von dem heutigen Ehrenpräsidenten des Bundes, Dr. *Alexander Lion*, erschienen. Es enthielt die Grundgedanken des Pfadfindertums, die Pfadfindergebote, den Aufbau und das System des Bundes. Im Jahre 1911 schlossen sich die ersten Gruppen zum Deutschen Pfadfinderbund zusammen.

Maximilian Bayer, Dr. *Alexander Lion* und *Freiherr von Seckendorf* haben zunächst die Entwicklung des Bundes weitgehend bestimmt.

Der Horst Darmstadt ist aus dem *Wandervogel* hervorgegangen. Er war daher schon von seinem Bestehen an stark durch den Wandervogel geprägt. Die Meißner-Tagung im Jahre 1913 — der Aufbruch der Jugendbewegung — mit der dort angenommenen, bekannten Meißnerformel: „Wir wollen nach eigener Bestimmung vor eigener Verantwortung in innerer Wahrhaftigkeit unser Leben gestalten“ hatte starken Widerhall auch bei uns gefunden! Dieses Jugend-Treffen auf dem Hohen Meißner wirkte damals wie ein Fanal auf die bündische Jugend!

Dann kam der erste Weltkrieg. Viele zogen in den Krieg, vor allem fast die gesamte Führerschaft. Die, die von uns zurückkehrten, kamen, hervorgerufen durch das Kriegserlebnis, mit völlig veränderten Anschauungen in die Heimat zurück. Während beim Beginn des Bundes der nationale Gedanke, der Dienst am Nächsten, die geistige und körperliche Ertüchtigung die Hauptziele waren, so ist jetzt der Weg des Bundes von den sog. Richtungskämpfen innerhalb des Bundes — dem Kampf um die wahren Ideale und die beste Art, Jugend zu führen, gekennzeichnet. — War es vorher Jugendpflege, so begann jetzt der Durchbruch zur Jugendbewegung! Der Horst Darmstadt nahm entscheidenden Anteil an diesen Auseinandersetzungen im Bund. Er gründete eine *Zeitschrift* mit dem Namen

„*Allzeit bereit*“, die die sog. Darmstädter Richtung vertrat, die in unserem *Marzellus Schaefer* einen besonders temperamentvollen Mitstreiter hatte.

Mit großer Spannung sahen wir der ersten Zusammenkunft der Führerschaft des Bundes nach dem Kriege in *Naumburg* an der Saale entgegen. In *Naumburg* wurde ehrlich um den Weg, den der Bund gehen müsse, gerungen. Eine Einigung wurde nicht erzielt. Die Neupfadfinder unter *Martin Völkel* und *Franz Ludwig Habel* schieden aus dem Bund aus.

Was bewegte die Jugend damals? Es waren wohl in vieler Hinsicht die gleichen Fragen wie heute auch. Das aber, was als neu und für diese Zeit bestimmend angesehen werden kann — es werden heute Doktorarbeiten darüber verfaßt —, war, daß die Jugend von sich aus das *Wandern* unter einem ganz bestimmten neuen Verstehen entdeckte. Das *Wandern* damals hatte nicht den Sinn einer Sportbewegung. Es hatte auch darin nicht seinen letzten Sinn, daß die Jugend beim Durchwandern der deutschen Heimat nach der Schönheit der Natur oder nach der Größe der Deutschen Geschichte suchte oder daß sie staunen wollte vor den Denkmälern der deutschen Kunst. Der letzte Grund, aus den Städten hinaus auf das Land in die Wälder, lag doch in erster Linie in einer kritischen Haltung gegenüber den gesellschaftlichen Formen und Ordnungen, die damals gültig waren. Ein leidenschaftliches „Nein“ zu diesen Ordnungen war der letzte Anlaß zu diesem Aufbruch! Das gilt von der gesamten Jugendbewegung, ob *Wandervögel* oder andere Jugendgruppen. Das „Wir wollen zu Land ausfahren . . .“ von *Kutzleb* und „Wenn wir schreiten Seit' an Seit' und die alten Lieder singen und die Wälder widerklingen . . .“ war der Ausdruck der gleichen Haltung. Nicht Flucht vor der Wirklichkeit, sondern Fragen nach der eigentlichen Wirklichkeit war das, was die Jugend innerlich trieb und erfüllte.

Von ganz besonderer Bedeutung war das *Bundestreffen* des Jahres 1922 in *Bad Sachsa*. Es war die Zeit stärkster Geldinflation und, da wir Darmstädter das Fahrgeld nicht aufbringen konnten, fuhren wir mit Fahrrädern hin. Aber unsere Räder waren noch aus schlechtem Ersatzmaterial, die Kriegsschläuche und Deckmäntel hielten nicht. Einer hatte sogar anstatt eines Deckmantels alte Korkstopfen in die Radfelgen geklebt und fuhr so mit. — Daher erreichten

wir nur mit großen Schwierigkeiten den Tagungsort im Harz. Auch in Bad Sachsa waren die Richtungskämpfe noch nicht beendet. Die Ringpfadfinder verließen den Bund. An Stelle von *Freiherr von Seckendorf* wurde *Hanns Ries* zum Bundesführer gewählt.

In dieser Zeit hatten die Jugendbünde der verschiedensten Richtungen miteinander enge Fühlung. Das „Miteinander“ war stärker als das „Gegeneinander“! Die *Jugendburg Ludwigstein* fing man gemeinsam mit den anderen Bünden als Gedenkstätte für die Gefallenen der Jugendbünde an auszubauen. Die Bünde schufen sich Heime. Wir Darmstädter bezogen die leere Türmerwohnung im Stadtkirchturm. Ein Grundstück am Breitenstein bei Nieder-Ramstadt, das der Landesmark Hessen geschenkt wurde, gab uns gute Gelegenheit zu Zeltlagern und Sonnenwendfeiern.

Richard Schirrmann und *Wilhelm Münker* bauten Jugendherbergen in fast allen Teilen Deutschlands.

Ein besonderer Markstein in der Geschichte der Bünde war das *Grenzlandtreffen* der Bündischen Jugend 1923 in *Weißstadt* im Fichtelgebirge, an dem auch wir Darmstädter teilnahmen.

Die folgende Zeit brachte *Auslandsfahrten*, viele Lager in der Heimat und im Ausland.

Ein besonderes Erlebnis für alle war *das große Treffen der Bünde auf dem Heidelberg* 1924 in der Hohen Rhön, das durch die Ansprache des Dichters *Rudolf Binding* seine besondere Weihe erhielt. Es war dem Gedenken der gefallenen Angehörigen der Bündischen Jugend des ersten Weltkrieges gewidmet. „Nie mehr Langemarck!“ hieß es damals — in Erinnerung an die vielen jungen Freiwilligen, die mit dem Deutschlandlied auf den Lippen bei Langemarck den Tod gefunden hatten. —

In den folgenden Jahren nahm die Verständigung der Bünde untereinander immer mehr zu. Es kam zu Zusammenschlüssen, unter anderem zum Bund der „Wandervögel und Pfadfinder“ und schließlich aus der Vereinigung von Deutschem Pfadfinderbund mit der „Freischar Junge Nation“ zum „Großdeutschen Jugendbund“.

All das, was heute selbstverständlich ist, wurde in diesen Jahren geschaffen. Das Leben in der Gemeinschaft in Formen, wie sie der Jugend gemäß sind; die Fahrten, die großen Auslandsfahrten, das Zelt- und Lagerleben wurden als

die wichtigsten Voraussetzungen eines beispielhaften Jugendlebens von den Bünden gestaltet.

Mit dem Beginn der Staatsjugend 1933 wurde der Deutsche Pfadfinderbund aufgelöst, die Heime geschlossen und das Vermögen beschlagnahmt.

Die enge Verbindung miteinander konnte hierdurch nicht zerrissen werden.

Dr. Wilhelm Rohde

Die Horstführer

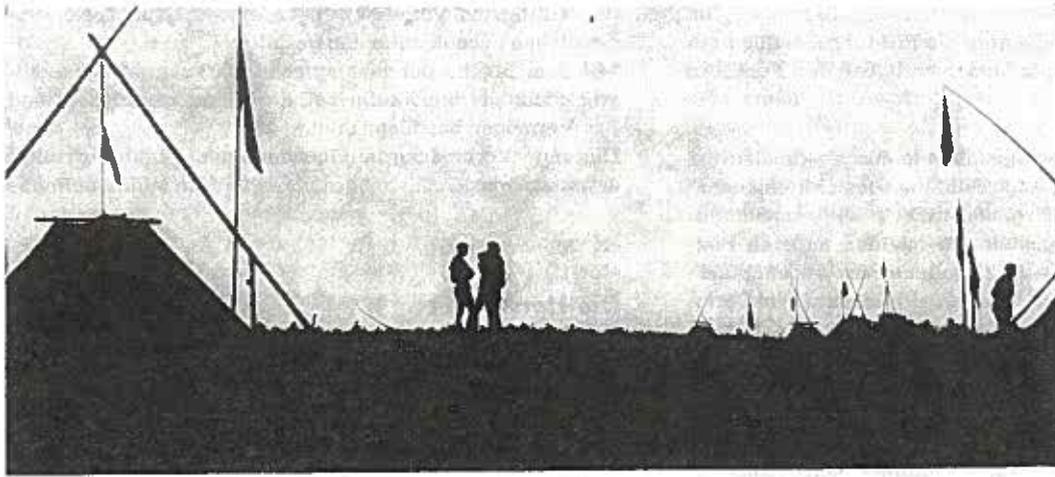
Der Horst in Darmstadt hatte in seiner nun schon 50jährigen Geschichte schon viele Gesichter, die jeweils von den Horstführern geprägt wurden. Sie alle, die dabei einen großen Teil ihrer Freizeit geopfert haben und in den Dienst der Gemeinschaft stellten, wollen wir in diesem Heft anführen.

Die Horstführer von 1911—1933

Kurt Reisser
Hans-Werner Deinhard
Dr. Wilhelm Rohde
Walter Nell
Marzellus Schaefer
Hans Haltmeier
Arnold Vidal
Georg Lancelle
Ludwig Lautz
Walter von Hahn
Kurt Jacob
Karl August Zimmermann
Bruno Schulz
Richard Schmittmann
Ernst Wilhelm Ihrig

Die Horstführer von 1946—1961

Willi Menges
Aufklärung geben. Einem aus unserer Mitte wurde es
Heinz Horlebein
Günter Horn
Heinz Hasso von Wangenheim
Wolfgang Grimm
Werner Langsdorf
Jürgen Huthmann



Der neue Anfang nach dem Kriege in Darmstadt

Das Jahr 1945 schien das Ende Deutschlands heraufbeschworen zu haben. Ein totales Chaos wurde lediglich durch die Militärregierungen und die Besatzungsarmeen verhütet. Kaum jemand wagte in dieser Zeit an das Neuerstehen von Organisationen irgendwelcher Art zu denken. Im Vordergrund standen vor allem die Selbsterhaltung und die Sorge um eine Unterkunft. Trotz allem haben sich nach kaum einem Jahr Leute gefunden, die über die unbedingt notwendigen Einrichtungen wie die verschiedenen städtischen Ämter, Schulen, Krankenhäuser usw. hinaus dem Leben in den Ruinen einen neuen Sinn geben wollten. Der Mensch mußte wieder zum Menschen finden. Oft natürlich bedurfte es auch eines Anstoßes von seiten der Behörden. Daß so schnell niemand von deutscher Seite an die Gründung von Jugendgruppen gedacht hatte, ist verständlich. Nachdem im Jahre 1934 die aus der Jugendbewegung gewachsenen Bünde von der Hitlerjugend verschlungen waren, vollzog sich eine systematische politische Ausrichtung zur Staatsjugend, in der nur anfangs noch etwas von dem frischen und freien Geist der bündischen Jugend zu spüren war. Der Ruf, der dieser Staatsjugend anhing und anhängt, war wohl das größte Hinder-

nis bei der Neugründung von Jugendgruppen. Das Problem war vor allem aber auch, wo waren Leute, die als Jugendgruppenleiter auftreten wollten?

Die amerikanische Besatzungsmacht machte sich wohl auch Gedanken über neue Organisationsformen der deutschen Jugend. Es lag ja mit in ihrem Gesamterziehungsprogramm. In Darmstadt spielte sich in dieser Richtung im *Frühjahr 1946* eine für unseren Pfadfinderhorst seltsame Geschichte ab.

In Verbindung mit der Stadtverwaltung, insbesondere dem städtischen Schulamt, wurden von den Amerikanern einige Leute, darunter auch ich, zu einer Besprechung über die Gründung einer Jugendgruppe geladen. Es war bekannt, daß dieser und jener einmal einer Pfadfindergruppe angehört hatte; das genügte, ihn zu rufen. Der anwesende amerikanische Offizier war ein alter „Boy-Scout“. Für ihn war das eine ganz einfache Sache. Aus einem kleinen Kreis, *Fr. Weicker*, *W. Menges* und mir, wurde das Komitee gebildet; das wiederum brauchte seinen Präsidenten mit Vizepräsidenten und einen Scoutmaster. Präsident wurde *W. Menges*, Stellvertreter *Fr. Weicker* und ich der Scoutmaster. Der Kopf des neuen „Vereins“ existierte, wo war die Jugend, wie an sie herankommen? Nichts einfacher als das! Laßt Flugblätter drucken! Es wurde ein

Aufruf an die Heinerbuwe:

Darmstädter Heiner! Schul-Buwe!

Wer macht mit?

Wir haben einen Klub für Buben im Alter von 12 bis 14 Jahren gegründet! Jeder anständige Darmstädter Junge darf Mitglied werden. Auch du kannst an unseren Boy-Scout-Klub-Veranstaltungen teilnehmen. Wenn du ein deutscher Junge bist, darfst du mit uns zünftig wandern, fröhlich singen und lustig spielen. Wir wollen uns an unserem schönen Heimatland draußen in der Natur erfreuen und auch unser Vaterland lieb gewinnen im Fernwandern.

Boy-Scouts gibt es überall auf der Welt. Auch hier in Deutschland soll es in Zukunft Boy-Scouts geben.

Wer mitmachen will, füllt den Anmeldeschein aus und bringt ihn mit am Samstag, dem 13. April 1946.

Die Boy-Scouts treffen sich:

Um 15 Uhr auf dem Hochschulstadion. Dort hört ihr, was unser Klub sein soll und euch bieten will. Euer Klubpräsident und euer Scoutmaster werden euch vorgestellt.

Boy-Scout-Präsidium

Darmstadt, Bessunger Straße 66.

Die Amerikaner versprachen volle Unterstützung. Der besagte Samstag kam, ca. 150 Jungen hatten sich eingefunden und harrten der kommenden Dinge. Unser Präsident hielt eine Rede in Mundart, in der es weniger um die Gründung der Pfadfindergruppe als um die allgemeine Freizeitgestaltung ging. Den krönenden Abschluß bildete die Ausgabe von Fruchtsaft und Kekes von inzwischen angerollten amerikanischen Lastwagen. Man muß sich an dieser Stelle die damalige Ernährungssituation in Erinnerung rufen, um unsere Befürchtungen verstehen zu können, die wir für den folgenden Samstag hegten. Wie vermutet, war die Zahl der „interessierten Jungen“ wesentlich größer. So ging es also nicht. Wir mußten den Amerikanern klarmachen, daß ihre gutgemeinte Unterstützung uns nicht weiterhalf. Der Kreis der Jungen schrumpfte schnell zusammen. Es gelang uns schließlich, zuerst zwei kleine Gruppen zu bilden, aus denen dann sehr schnell die den „Stamm Hohe Tanne“ tragenden Rudel „Wildsau“ und „Fuchs“ wurden. Mit der Zeit, das heißt schon nach wenigen Monaten, konnten wir unsere Arbeit ohne die geistige

Betreuung des beauftragten amerikanischen Offiziers nach eigenen Vorstellungen gestalten. Eine materielle Unterstützung nahmen wir bis zum Jahre 1949 gerne entgegen. Sie bestand neben drei Großzelten und einer kleinen Bücherei vor allem in der Bereitstellung von Lastwagen für den Transport der Zelte zum Lagerort, letztmals zum Lager *Forbach*, Schwarzwald. Sehr bald hatten wir erkannt, daß eine Anlehnung an den Scoutismus internationaler Art für uns nicht in Frage kam. Wir versuchten vielmehr, an die Pfadfindertradition im deutschen Raum anzuknüpfen, mit dem Bestreben, eine Anerkennung im internationalen Pfadfinderbund zu finden. Es gelang nach der Durcharbeitung bis hinauf zum Bund im Jahre 1950.

Bei uns in Darmstadt hat *Willi Menges* die Stammesführung übernommen und bis 1949 trotz seines vorgeschrittenen Alters seine ganze Freizeit in den Dienst unserer Sache gestellt. Es waren harte Jahre des Aufbaus. Wir bemühten uns nicht nur darum, eine angemessene Unterkunft für die Winterarbeit zu finden, eine gemeinsame Kluft durchzusetzen und Führernachwuchs heranzuziehen, sondern vor allem die Ideen des Pfadfindertums in die Jugend zu tragen.

Im Jahre 1949 gelang es uns endlich, 100 qm im Wolfskehlschen Garten zu pachten. Hier errichteten wir mit der Unterstützung des Stadtjugendausschusses, der Eltern und Freunde ein Heim in Selbsthilfe. Bis dahin waren wir bei *W. Menges* und für einen Winter auch in einem Kellerraum im Gelände des ehemaligen Stadthauses untergekommen.

Höhepunkte unserer Stammesarbeit waren die von 1947 an durchgeführten Stammeslager während der Sommerferien. Die anderen Ferienzeiten waren den inzwischen von Rudeln zu Sippen umbenannten kleinen Gruppen vorbehalten. Mit meiner Übergabe des Stammes Hohe Tanne im Jahre 1949 an *Günter Horn* war der Zeitpunkt gekommen, wo die Führung in junge Hände gelegt wurde. Wir, die wir unter diesen außergewöhnlichen Umständen im Jahre 1946 mit den Anstoß zu einem neuen Beginnen gegeben hatten, hofften, daß die Idee des Pfadfindertums neue Kraft gewonnen hatte.

Heinz

„Darmstädter Echo“, Freitag, den 3. September 1948:

„... gab er in diesem Jahre den Darmstädter Pfadfindern die Aufgabe, im Stadtgebiet Kartoffeln anzubauen. Das städtische Gartenamt gab dafür den ehemaligen Stadthausgarten an der Rheinstraße frei, der in den letzten Jahren völlig verwildert war. Die Pfadfinder säuberten den Boden von Stauden und Wurzelstöcken, rodeten den Garten und holten den Bessunger Bauern Wilhelm Schneider herbei, der ans Pflügen und Eggen ging. Sechs Zentner Kartoffeln wurden gesetzt, die der Jugendausschuß besorgte. Die Buben suchten in ihrer Freizeit jeden Strauch nach Kartoffelkäfern ab, hackten und häufelten und — seit Ende voriger Woche wird geerntet. Man rechnet mit dem Fünftfachen der Saat. Darunter befinden sich Kartoffeln im Einzelgewicht von 600—700 Gramm.“



Daten, die Geschichte machten

13. 4. 1946: Wiedergründung der Pfadfinder in Darmstadt.
Sommersonnenwende 1948: Namensgebung Stamm Hohe Tanne.
Sommer 1948: Erstes Stammeslager in Rehbach.
Herbst 1948: Kartoffelernte eigener Zucht.
Oktober 1948: Stammesheim in der Rheinstraße eingeweiht.
Sommer 1949: Stammeslager bei Forbach im Schwarzwald.
Sommer 1950: Stammeslager bei Garmisch-Partenkirchen.
23. 4. 1951: Grundsteinlegung für das neue Stammesheim im Wolfskehlschen Garten.
Sommer 1951: Erste Auslandsfahrt in die Schweiz, Teilnahme am Jamboree in Bad Ischl, Stammeslager bei Obermoos.
Sommersonnenwende 1952: Aus dem Stamm wird der Horst Hohe Tanne.
Sommer 1952: Auslandsfahrt einer Fahrtengruppe mit dem Rad nach Italien, Horstlager im Schwarzwald.
Winter 1952/53: Kummerkasten wird im Sozialamt aufgehängt, erste Aktion dieser Art in Hessen.
Sommer 1953: Horstlager an der Mosel.
Oktober 1953: Heimeinweihung.
Sommer 1954: Finnlandfahrt einer Fahrtenmannschaft mit dem Fahrrad, Horstlager an der Ostsee.
Herbst 1954: Erster öffentlicher Farbdiaovortrag.
Jahreswende 1954/55: Erstes Winterlager des Horstes in der Rhön.



Februar 1955: Der Horst erwirbt die Hütte auf dem Rauhestein/Odenwald.
Winter 1955/56: Winterlager auf dem Kniebis/Schwarzwald.
Sommer 1956: Erstes Auslandslager des Horstes in den Vogesen.
Winter 1956/57: Winterlager in der Rhön.
Sommer 1957: Teilnahme einer Sippe am Jamboree in England.
Herbst 1957: Pfadfinderwoche anlässlich des 50jährigen Bestehens der Pfadfinderbewegung.
Winter 1957/58: Der Horst führt das erste Kornettlager auf dem Otzberg durch.
Sommer 1958: Der Horst nimmt am Bundeslager teil.
Winter 1958/59: Winterlager in einem Schulsaal in Herchenhain im Vogelsberg.
Herbst 1959: Der Horst führt das 2. Kornettlager in Lindenfels durch.
Winter 1959/60: Winterlager in Obernhausen in der Rhön.
Wintersonnenwende 1959: Das Fundament für das neue Heim auf der Rosenhöhe ist fertig.
17. 6. 1960: Die Mauerarbeiten für das neue Heim beginnen.
30. 9. 1960: Richtfest.
14. 4. 1961: Feierstunde anlässlich des 50jährigen Bestehens der Pfadfinderbewegung in Darmstadt.
18. 5. 1961: Einweihung des neuen Heimes.

Wasser ist zum Waschen da

Große Aufregung im Lager. Lageroberbonze sucht zwei kräftige Leute, hat eine Wurzelbürste gekauft und „beschlagnahmt“ Seife. Was ist nur los? Doch bald sollte es plötzlich siedendheiß, als ihn die besagten zwei packten und vor die versammelte Runde führten. Peinliche Inquisitionen über seine Tätigkeit nach dem allmorgendlichen Wecken förderten haarsträubende (im wahrsten Sinne des Wortes) Vernachlässigungen zu Tage. Verurteilung und Strafe folgten auf dem Fuß. Wurzelbürste und Seife traten in Aktion. Erst einmal ein Kübel kaltes Wasser über Ebo, dann wird die Bürste richtig mit Seife eingeschmiert und der ganze Mann in ein blubberndes Schaumpaket verwandelt. Etliche Wasserschwallen verwandeln das ganze wieder in ein menschliches Wesen, das nun mit der Morgensonne um die Wette strahlt. Daß daraufhin am Lagerende ein merklicher Seifenmangel herrschte, nimmt nun nicht mehr wunder. Wann das war? Wer dabei war, wird's wissen!
 Werner



„Wo wollt ihr hin,
ihr tollen Jungen?
Wir wissen's nicht—
In fernes Land.“

AUSLANDSFAHRTEN

„Weißt Du, Wolf, sobald Weihnachten vorbei ist, erfaßt mich eine innere Unruhe, und von diesem Moment an ist mir klar: das Fernweh hat mich wieder gepackt“, sagte einmal Rolf zu mir. Ich habe mir danach einmal selbst Gedanken darüber gemacht: was zieht uns jeden Sommer wieder von zu Hause weg? Ist es die geheimnisvolle Ferne, das prickelnde Abenteuer oder einfach das andere, das Neue? Es läßt sich wirklich sehr schwer beantworten. Wir nehmen freiwillig ungeheuerere Strapazen auf uns: mit dem Fahrrad nach Italien oder durch Finnland, 5 Wochen fast nur Haferflocken als Verpflegung, eine entsagungsvolle Wanderung durch die Tundra oder durch die Camargue. Es ist nicht der Strand der Adria, der uns reizt, wir wollen vielmehr die Seele eines Landes finden, die abseits der großen Straße liegt, vielleicht in der einsamen Bauernkate, vielleicht auf dem stillen Fluß oder in der kleinen Dorfkirche. Doch unserem Suchen ist nur dann Erfolg beschieden, wenn wir uns vorher mit dem Land beschäftigen, seine Probleme erkennen, mit der Geschichte, den Sitten und Gebräuchen vertraut sind. Dann aber wird sich uns das Land anschließen und seine Seele preisgeben. Eines aber ist wichtig: man kann das andere Land nur verstehen, wenn man das eigene kennt. Warum? Wir brauchen ja einen Maßstab, den wir anlegen können, nicht um überheblich zu werden, nein, einfach um den Unterschied zu erkennen. Daraus ergibt es sich von selbst, die Auslandsfahrt darf niemals am Anfang der Sippenarbeit stehen. Die Gruppe muß erst durch das Zusammensein zu Hause, die Wanderungen und Fahrten in Deutschland gewachsen sein, damit der Führer jeden einzelnen kennt und genau weiß, was er der Gruppe zumuten kann und darf. Die Krönung, das große Erlebnis, bildet dann die Auslandsfahrt. Jedoch auch hier taucht noch eine Schwierigkeit auf: Die Gruppe fährt ja als Gemeinschaft, gleichsam als geschlossener Ring. Somit besteht die Kunst des Führers darin, den Ring so weit aufzulockern, daß das fremde Land eindringen kann, ohne daß die Bande der Gemeinschaft zerreißen.

Aber merkwürdig, mit einem Male ist unsere Sehnsucht gestillt, als seien wir angefüllt mit Erlebnissen, die jetzt aus uns heraus wollen. So hebt dann das große Erzählen an, wenn wir von großer Fahrt zurück sind. Daneben spüren wir aber auch, daß wir selbst innerlich gewachsen sind, galt es doch, so viele kleine Schwierigkeiten, ganz auf uns selbst gestellt, zu lösen. Sehen wir die Verhältnisse bei uns im eigenen Land, bei uns zu Hause nicht in einem größeren Rahmen, haben wir nicht Freunde gefunden draußen in der weiten Welt?

25 Länder in vier Erdteilen haben wir Pfadfinder aus Darmstadt seit 1946 durchstreift; wollte man die Erlebnisse zusammenfassen, so könnte man ein ganzes Buch füllen. So aber wollen wir nur berichten von Begebenheiten, die uns besonders beeindruckt haben, die sich ganz unverhofft zutrugen, die uns die Seele eines Landes oder eines Volkes erschlossen haben.

Wolf

In einem algerischen Dorf

Hadji Mekki, das kleine Dorf rund 120 km von Algier entfernt, zeichnet sich durch keine Besonderheiten aus, und gerade deshalb will ich es besuchen. Das Leben geht hier seinen eintönigen Gang wie seit Hunderten von Jahren. Ihre Hütten haben sie aus einfachstem Material wie Lehm, Schilf, Stroh und Bambus errichtet. Dabei umschließen drei rechtwinklig zueinander stehende „Häuser“ einen Hof, dessen vierte Seite aus einer einfachen Palisade besteht. Je eine Hütte dient als Wohnung, Viehstall und Vorratskammer. Wohnung heißt allerdings nur soviel wie zwei je 7 qm große und 1,70 m hohe Räume, bei denen einige Felle auf den Schlafräum, ein Loch im Boden auf die Küche hindeuten. Das Feuer wird nämlich mitten auf dem Boden entfacht, der Rauch zieht einfach durch das Strohdach ab. Diesem Wohnstil entspricht auch die Landwirtschaft. Hühner, ein paar Ziegen, Schafe und Kühe, ein oder zwei Esel und, wenn man ganz reich ist, zwei Pferde. Ein Eisenpflug ist für diese Menschen meist unerschwinglich, im ganzen Dorf gibt es keinen Wagen. Die Getreideernte bereitet unter solchen Umständen ebenfalls eine ungeheure Mühe. Mit der Sichel „mäht“ der Bauer den Weizen, der schwerbeladene Esel schafft ihn zum Dreschplatz, hier werden die Ähren abgeschnitten und anschließend durch die stampfenden Hufe der Pferde die Körner herausgedroschen. Wie zu Abrahams Zeiten scheiden sie dann die Spreu vom Weizen. Die Ausbeute eines solchen anstrengenden Tages liegt bei vier Zentnern.

Aber eine neue Zeit rüttelt an den Pforten dieser in sich geschlossenen Welt. 300 m von diesem Dorf entfernt wird eine Pipeline verlegt für das Erdgas aus der Sahara. Ich denke oft darüber nach: was mag wohl in diesen Menschen beim Anblick eines gewaltigen Baggers, eines mächtigen Krans vorgehen? Erfasst sie Stolz auf diese technischen Leistungen der Menschheit, wie wir Europäer ihn vielleicht empfinden beim Anblick der Erdsatelliten? Oder ist es Furcht vor dieser neuen über sie hinwegrollenden Zeit? Ich glaube fast, diesen tiefreligiösen, schicksalergebenen Menschen erscheint es heute schon als etwas ganz Natürliches. Sind doch viele von ihnen schon Auto gefahren, beherrschen ihre eigenen Söhne die Preßluftschlämmer und Traktoren. Für den kleinen Abdel mit seinem roten Fez ist die alte Sardinienbüchse, die er an einer Schnur hinter

sich herzieht, bestimmt ein großer Lastwagen. Bei aller Romantik und Verträumtheit dieser Welt dürfen wir nicht vergessen, daß viele Menschen nicht mehr besitzen als die paar Lumpen, die sie am Leibe tragen. Selbst französische Berichte schätzen die Anzahl der Familien, deren Lebensstandard absolut ungenügend ist, auf 60%.

Ich habe von meinen Eindrücken über diese Fahrt absichtlich den Bericht über dieses kleine Dorf herausgegriffen, weil daraus das brennendste Problem all dieser Völker spricht, Menschen, die wie im Mittelalter leben, plötzlich in unsere neue Zeit hinüberzuführen. Wolf

Floßfahrt auf dem „Oulanka-joki“

„Suo“ heißt im Finnischen „Sumpf“, „Suomi“ zu Deutsch „Finnland“. Genau übersetzt bedeutet es „Sumpfland“. Das glaubten wir jetzt aufs Wort; jedesmal, wenn wir bis zum Knöchel in einem Sumpfloch staken, dachten wir daran.

Aber schließlich war es unsere eigene Schuld; was hatten wir uns auch vorzunehmen, einmal wirklich ohne „Weg und Steg“ das zu erleben, was man als „Wildnis“ bezeichnet und bei uns hier zu Hause nur vom Hörensagen kennt: richtige Wildnis ohne Häuser, ohne Menschen. Sieben Tage sollte das dauern, für länger konnten wir keine Verpflegung mitnehmen, und am Ende genügte diese Zeit ja dann auch völlig. Man soll nun nicht denken, wir hätten einen Kompaß ergriffen und von einer Ortschaft aus eine andere durch die nordfinnischen Urwälder angepeilt. So viel trauten wir uns auch wieder nicht zu. Wir wollten immer einem Flußlauf folgen, einem Fluß, von dem wir genau wußten, wo er wieder auf eine Straße stieß und wo wir in sichere Gefilde „umsteigen“ konnten.

Der Oulanka-joki fließt etwa dort, wo der Polarkreis die russische Grenze schneidet, im Norden des Kirchspiels Kuusamo. Daß es mit der „Querbeetlatscherei“ nicht so einfach ist, wie wir es uns vielleicht vorgestellt hatten, kam bald heraus. Sümpfe, Felsen, gestürzte Bäume, Hitze, das waren unsere Gegner, aber wir kamen gründlich auf unsere Kosten. Der Begriff „Wildnis“ wurde uns hier in seiner ganzen Bedeutung klar. Im Laufe der Tage wurde unser „Joki“ immer breiter, aus dem Fließchen ein Fluß, und so ist es kein Wunder, daß wir auf die Idee kamen,

uns mit diesem Fluß noch näher zu befreunden, ein Floß zu bauen und so unseren Weg, wenn auch nicht mehr so sicher, so doch bequemer fortzusetzen.

Es traf hinzu, daß wir auf einen der ganz wenigen markierten Wanderwege Finnlands stießen. Tagesstrecken voneinander entfernt stehen an diesen Pfaden Übernachtungshütten, ausgerüstet mit Schlaf- und Kochgelegenheit, aber auch mit Beil und Säge, und darauf kam es uns an. Unser Plan sah nun folgendermaßen aus: Außer uns sechs Mann mußte das Floß auch noch das Gepäck tragen, insgesamt ca. 100 kg. Da dieses Gepäck unbedingt trocken zu liegen hatte, das Floß aber schaukelte, wenn wir uns bewegten, wollten wir zwei getrennte Flöße bauen und sie lose miteinander verbinden. Um es gleich zu sagen: es war ein Schufferei. Für jedes Floß mußten acht dicke Baumstämme auf die richtige Länge gesägt und mit Hebeln und Rollen in den Fluß gefördert werden. Das größte Problem war der Mangel an Seil. Jeder hatte wohl 10 Meter in der Ausrüstung, aber das genügte nicht. Die Verspannungsschnüre der Kohte wurden eingebaut, noch zu wenig. Mit den letzten Reserven wie Klampfenbändern, dünnen Bindfäden, Schuhbändern klappte es dann glücklich doch noch, wir konnten „in Fluß“ stechen. An unserer Baustelle verbreiterte sich der Oulanka-joki zu einem See, wir hatten also kaum Strömung, und die ist für eine Floßfahrt nun einmal Vorbedingung. Zum Glück kam jedoch ein frischer Wind aus der richtigen Ecke auf, ein Poncho mußte als Segel herhalten, und so ging es dann recht munter dahin. Als der Fluß wieder seine normale Breite gewann, wurd es bald ungemütlich. Er führte zu dieser Zeit wenig Wasser, und — wumms — da saßen wir schon auf einem böseartig unter der Wasseroberfläche versteckten Stein. Alle Mann zogen Schuhe und Strümpfe aus, schoben aus Leibeskräften, und es ging weiter. Aber — wumms — wir sitzen wieder. Was Wunder, daß ich bei einer dieser Aktionen ins tiefe Wasser gerate und in voller Kluft im Oulanka-joki herumschwimme. Später aber wird unser Fluß freundlicher. Wir können uns treiben lassen, richtig idyllisch ist es, nur ab und zu bedarf es eines Stoßes mit der Stakstange, um in der Richtung zu bleiben. Wir werfen die Angeln aus, und — wer sonst? Mac fängt den ersten Fisch. Pepp zerlegt ihn fachgerecht, abends soll er, so klein er ist, eine Abwechslung in unseren Haferflockenspeise-

zettel bringen. Ich mache schon den Vorschlag, auf dem Floß ein Feuer zu entzünden und den Fisch zu braten, irgendwo steht das doch bei Huck Finn, aber da — wumms — tut es wieder. Wir müssen an die Arbeit, warum kann kein Glück ewig dauern?
Axel

Camargue

Die Camargue! Welches Pfadfinderherz schlägt nicht höher? Wir hatten schon viel von dieser südfranzösischen Landschaft gehört, man erzählte von wilden Pferden und Stieren, den einzigen freilebenden Flamingos Europas, kurz, einem Naturschutzgebiet mit einer sehr interessanten Pflanzen- und Tierwelt.

Mit Verpflegung für 2 Tage und einem Liter Süßwasser pro Mann starteten wir in Gluthitze, aber voll froher Erwartung auf das wildromantische, menschenleere Gebiet. Bereits nach einer Stunde Straßentippelei runzelten sich die Mienen kummervoll. Was wir gesehen hatten, war nicht etwa wildes Getier, sondern drei vollgepackte Autos aus Deutschland. Sollte dieser Touristenverkehr auf einer verhältnismäßig guten Straße zu der gepriesenen, urwüchsigen Landschaft gehören?

Allah ließ ein Wunder geschehen: Wir trafen einen echten Franzosen. Er war allein mit einem kleinen Bagger bei Straßenarbeiten beschäftigt, das heißt, während der miltäglichen Sonnenglut saß er in einer schattigen Ecke und rauchte eine Zigarette. Schneller, als wir befürchtet hatten, konnten wir ihm klar machen, warum wir hierhergekommen waren. Offenbar war er mit der Gegend gut vertraut, denn er wies uns sofort weg von der Straße in eine bestimmte Richtung querfeldein. Er meinte, dort würden wir bestimmt alles finden, was wir suchten.

Zunächst sollte er Recht behalten: Nach kurzer Zeit dehnte sich vor uns eine endlose Steppe aus, durchzogen von großen Salzseen, die Deltainseln zwischen den beiden Hauptmündungsarmen der Rhone und der Mittelmeerküste. Es war ein wunderschöner Anblick, doch konnte es einem etwas abenteuerlich zumute werden bei dem Gedanken, daß wir uns mit der spärlichen Ausrüstung dieser sonnen-durchglühten Steppe, in der es weder Schatten noch Süßwasser gibt, anvertrauen sollten.



Noch im Mittelalter wuchsen hier Wälder. Erst nach deren Abholzung entstand dieses wüste Gebiet. Die Eindeichung der Rhone setzte den Zustrom von Süßwasser herab, so daß teilweise eine brackige Lagunenlandschaft entstand. Neuerdings wird das Land von Norden her für den Reis-anbau gewonnen. Trotzdem bleibt die Camargue eine der letzten Urlandschaften Europas.

Wir marschierten also los. Das erste, was uns außer den Strandgräsern und dem Macchiagebüsch auffiel, war eine Staubwolke. Kurz darauf ein Donnern und Poltern, als wäre die Hölle los. Ich sah gerade noch, wie Jim seine feuerrote amerikanische Scout-Jacke in Windeseile im Rucksack verschwinden ließ und sich flach auf den Boden

warf. Ich kam gar nicht mehr dazu, denn schon waren sie vorbei, die 12 Stiere, die von irgend jemand aus ihrer Ruhe gestört worden waren. Das waren also Tiere, die für die provencalischen Stierkämpfe eingefangen werden. Wir waren alle so erschrocken, daß wir die Herde nur noch von hinten fotografieren konnten.

Nach dieser ersten Camargue-Sensation ließ die zweite nicht mehr lange auf sich warten. Sie erschien in Form weißer Punkte am Horizont, die sich als eine Herde der berühmten Camargue-Schimmel erwiesen, die ruhig im kniehohen Steppengras weideten. —

Jetzt wird die Lage kritisch. Vor uns liegt ein ausgedehntes Lagunengebiet, dessen Oberfläche über und über und

wie zur Tarnung mit Pflanzen bedeckt ist. Sollen wir es wagen und das Wasser durchwaten? Ganz harmlos mit 5—10 cm Tiefe fängt es an, so daß wir zunächst sogar die Schuhe anbehalten. Aber langsam, fast unbemerkt, nimmt uns die brackige Lagune in ihre Arme. Jim endlich bringt uns zum Bewußtsein, in welcher Gefahr wir schweben, als er plötzlich mit einem gurgelnden Schrei in einem Wasserloch verschwindet. Ausgerechnet auf seinem Rucksack waren lange, französische Weißbrote festgeschnallt. „Das Brot“, denkt jeder, und schnell schnallen zwei ihr Gepäck ab und springen nach. Gott sei Dank, Brot und Rucksack sind gerettet. Schließlich klettert auch Jim am gegenüberliegenden Rand aus dem Loch, und von seinen salzigen Lippen röchelt es: „How lovely, isn't it?“

Noch etwa 600 m trennen uns von einem Damm. Ein Umkehren würde einen Umweg von 2 Stunden bedeuten. Also geht es weiter. Oft ist das Wasser über einen Meter tief, mühsam und langsam kämpfen wir uns voran. Mit der salzverkrusteten Khakikleidung, aufgesprungenen Lippen, schwerem Gepäck und dem riesigen Srohhtut kommen wir uns fast wie Indochinakrieger vor. Hinter dem Damm geht das Leiden weiter. Bei Einbruch der Dämmerung erhebt sich schließlich die durchaus berechtigte Frage, wie und wo hier übernachten?

In diese gedrückte Stimmung fällt wie eine Erlösung die Silhouette eines Leuchtturms, den wir am Horizont im feurig-roten Schein der letzten Sonnenstrahlen entdecken. Völlig erschöpft und mit großem Durst fallen wir schließlich zu seinen trockenen Füßen. Der Wärter aber hat wenig Verständnis für unsere Abenteuerlust und behauptet, keinen Tropfen Süßwasser zu besitzen. Für die Nacht bietet er uns einen verlassenenen Pferdestall an. Der penetrante Gestank zwingt uns jedoch, das Lager trotz eines plötzlich niedergehenden leichten Regens vor seiner Pforte aufzuschlagen. Jims Salzstangen sind ungenießbar, die übrigen Vorräte, einschließlich des Süßwassers, neigen sich bedenklich dem Ende zu. Sehr schnell fällt man dann in einen todesähnlichen Schlaf.

Schon sehr früh wecken uns Frösche und Seevögel mit einem unverschämten Krach. Dafür aber sehen wir jetzt mit noch verschlafenen Augen, wie eine Schar Flamingos über den Himmel zieht. Bald danach brechen wir auf. Die Lagunenlandschaft geht schließlich in eine trostlose Dünen-

landschaft über, die dafür aber die seltensten Pflanzen der salzigen Meeresküste birgt, wie z. B. die violettblühenden Staticien oder die eigenartigen, blätterlosen Salicornien. Die Camargue hat hier in 400 Jahren mühevoller Kleinarbeit dem Meer ca. 12 km Land abgerungen. Unsere Karte stellt sich in dieser Wüste als viel zu ungenau heraus, dazu kommt, daß uns die Fata Morgana dauernd kleine Binnenseen vorgaukelt, die wir anfangs mit den Eintragungen der Karte vergleichen, bis wir schließlich dahinterkommen, daß wir genarrt werden. Von einem resignierenden Gefühl der Verlassenheit beherrscht müssen wir zugeben, daß wir uns rettungslos verlaufen haben. Wir orientieren uns nur noch nach dem Stand der Sonne und laufen in der Richtung, in der wir das Meer vermuten. Es ist schon Mittag, als wir es schließlich erreichen. Eine wohlverdiente Rast wird eingelegt, die letzten Vorräte verspeist und getrunken, dann ohne Badehose hinein ins Mittelmeer. Anschließend halten wir ein kleines Schläfchen, bis wir plötzlich durch Pferdegetrappel aus der Ruhe gerissen werden. Eine Gruppe Guardians, die Cowboys der Camargue. Wer beschreibt unsere Panik, als wir unter ihnen zwei Cowgirls entdecken. Bis auf einen stürzen alle im Adamskostüm in die Fluten. Er allerdings klemmt sich mühsam eine Unterhose vor und hält die schmunzelnden Reiter und -innen im Bild fest.

Unser Ziel mußten wir nun todsicher erreichen, das Touristenzentrum Les Stes, Maries-de-la-Mer, da es am Meer liegt. Verbrannte Gesichter, salzverkrustete Hosen, ausgetrocknete Kehlen, barfuß, so erreichen wir nach einem 10 km langen Strandmarsch die Stadt. Sofort stürzen wir in einen Laden und lassen einige Liter Milch durch unsere Kehlen fließen. Dann treffen wir auch unsere Kameraden, die mit dem VW-Bus vorgefahren waren und sich schon große Sorgen gemacht hatten. Lässig, aber doch mit geschwellter Brust stiegen wir in unseren Wagen, um weiter-zuziehen.

Manfred

Am Kaspischen Meer (Tagebuchnotizen)

Zur Mittagszeit hatten wir die Wasserscheide erreicht. Etwa 4000 m waren wir hier hoch.

Gegen 4 Uhr früh war der alte Bus in Teheran abgefahren und hatte sich mit unendlicher Mühe seinen Weg durch das Elbrusgebirge erkämpft. Wir wollten zum Kaspischen Meer.

War auf der Seite, die wir gekommen waren, brütende Sonnenglut — immerhin liegt Teheran am Rande einer großen Salzwüste, in der es fast nie regnet —, so hingen auf der anderen Seite in den Bergen dicke, schwere Regenwolken, in die wir dann auch bald beim Hinabfahren eintauchten.

Nirgendwo ist solch ein Kontrast deutlicher als hier, genau an der Wasserscheide des Elbrus. Der Wind, der, von Norden kommend, das Wasser auf dem Kaspischen Meer sammelt und nach Süden trägt, wird an dem bis zu 6000 m hohen Gebirge aufgehalten.

Und nun, einige Stunden, nachdem wir die Serpentina hinunter zum Kaspischen Meer gekommen waren, stapften wir, Gerd und ich, durch Chalus, ein kleines Bauerndorf am Meer, bestaunt von einem Völkchen, das eigentlich nicht mit den übrigen persischen Volksstämmen verwandt zu sein scheint. Ihrem ganzen Wesen nach merkt man es an, daß diese Seite des Elbrus viel bessere Lebensbedingungen bietet als drüben die andere Seite: fröhliche, freundliche und fleißige Leute. Wir nahmen unseren Weg hinunter zum Meer. Was gibt es Besseres, als nach einer langen und anstrengenden Reise zu baden?

Die ganze Luft war erfüllt von dem dunkelgrollenden Brausen der Brecher, die auf den Strand stürzten. Nie hätten wir geahnt, daß dieser Strand noch 5 km weit entfernt ist; und nie hätten wir geahnt, daß solch riesige Brecher an Land stürzen können.

Links, halb versteckt unter großen Kastanien- und Feigenbäumen, stand ein Holzhaus auf Pfählen in den sumpfigen Boden gebaut, bedeckt mit Schilf. Davor eine Veranda, auf der eine Schar Kinder spielte, nackte kleine Kinder mit dicken Wasserbüchsen. Ein Hund lag träge vor einem der Hauspfosten, und einige Hühner gackerten auf dem Hof herum.

Von einem Ziehbrunnen füllte eine junge Frau Wasser in zwei schöngeformte Tonkrüge. Sie lächelte uns zu. „Sallaam“ riefen wir ihr zu, worauf sie uns lachend in Persisch etwas erwiderte. Und während um uns herum drückende Schwüle lag, wie vor einem Gewitter, während eine dumpfe Melancholie das Summen der Moskitos noch unerträglicher machte und sich auf die schwer beladenen Rücken der Wasserbüffel, die vom Reisfeld die frischgeschnittenen Bündel brachten, legte, und während selbst die Vögel in Erwartung des Gewitters nur zaghaft zu hören waren, da wirkte das freundliche Lachen dieser Frau wie eine Erlösung für uns.

Denn kaum waren wir am Mittag mit dem Bus hinunter in die Ebene gekommen, als die Vegetation immer dichter wurde und wir schließlich nur noch durch tropischen Regenwald fuhren. Die Sonne war schon lange von tiefen Wolken bedeckt, und die Luft wurde schwül und unerträglich heiß... Links und rechts von uns war der feuchte Wald vorbeigeflogen, in dem der Tiger und der Braunbär wohnen.

Immer mehr braute sich über uns das Gewitter zusammen, während wir durch das hohe Gras stapften. Rechts von uns kreisten zwei Storchenpaare, und ein Schwarm schwarzer Raben flatterte auf, um sich an einer anderen Stelle wieder auf das Reisfeld fallen zu lassen. Hie und da plumpste eine von uns aufgeschreckte Schildkröte ins Wasser.

Kamen wir an einigen Bauern vorbei, die mit langen Krummessern den Reis schnitten, so riefen sie uns jedesmal freundlich ihr „Sallaam“ zu.

Sehr lange marschierten wir auf diesem Pfad, dauernd von einem Schwarm summender Mücken umlagert, dauernd die Augen am Boden, um nicht unversehens auf eine Echse oder Schlange zu treten, die allzu oft gerade noch vor uns ins Sumpfwasser des Reisfeldes glitten. Plötzlich brach das ersehnte Gewitter los mit tosendem Regen. Selbst das Brausen der nahen Brandung wurde übertönt, und gespenstisch beleuchteten die Blitze die Felder und die fernen, dichtbewaldeten Gebirgszüge.

Völlig durchnäßt, die letzten trockenen Kleidungsstücke um die Kameras gewickelt, erreichten wir bald eine jener grünen „Inseln“ inmitten der Reisfelder, um unter den Bäumen vor dem Regen Schutz zu suchen.

Ein Hund lief uns laut bellend entgegen, und bald erkannten wir ein schwaches Licht. Dort mußten Menschen wohnen! Tief verborgen zwischen hohen Bäumen fanden wir ein altes Holzhaus, aus dessen Tür wir den Schein eines Holzfeuers flackern sahen. In den Büschen hatten sich die Hühner versteckt, ein Pferd stand träge unter einem Citrusbaum. Und da man uns anscheinend durch den Regen nicht gehört hatte, wateten wir von selbst durch die Pfützen zur Tür, traten ein. So standen plötzlich, durchnäßt und durchfroren, zwei Fremde vor den Bewohnern, die zunächst vor Schreck auffuhren.

In der hinteren Ecke, im Halbdunkel, saß die Bäuerin, ein Kind an ihrer Brust, vor ihr stand eine Wiege, die sie beständig schaukelte. Und damit nicht genug, mindestens vier weitere Kinder spielten auf dem Boden, und an der Wand lehnten kauernd zwei halbwüchsige Burschen. Vor dem Feuer, über dem ein Topf hing, saß ein Mann, vor sich eine angezündete Wasserpfeife, die ihm bei unserem Erscheinen beinahe umgefallen wäre. Jede Einrichtung fehlte in diesem Raum. Nicht einmal ein Stuhl oder ein Tisch waren zu sehen. Nackte, kahle Wände, so kahl wie der lehmige Fußboden.

Wir sagten artig und so freundlich wie möglich unser „Sallaam aleikum“ und versuchten mit allen möglichen Bewegungen klar zu machen, daß wir fröhen. Um unsere Füße bildeten sich kleine Wasserlachen. Draußen goß es unermüdlich, und zwischendurch zerriß ein Blitz, vom Donner begleitet, das eintönige Prasseln des Regens.

Der eine Bursche rief seinem Vater etwas zu, dessen Gesicht erhellte sich, und indem er aufstand, lud er uns zum Setzen ein. Wir waren gerettet!

War unsere Ankunft in Chalus auch zu ihnen gedrungen, hatte uns der Junge schon vorher gesehen, hatte er auf dem Marktplatz unter den Gaffern gestanden, die uns mit großem Staunen hatten aussteigen sehen, was sagte der Junge zu seinem Vater?

All dies ging mir später noch lange durch den Kopf, als wir uns in später Nacht nach einem Bad im Meer mit den Jungen, nach einem einfachen Mahl aus Sojabohnen und Reis unter einem Feigenbaum auf einer mit Teppichen ausgelegten Schlafbank in unseren noch feuchten Schlafsäcken ausstreckten.

Rolf

Wir beide, Rolf und ich, waren bis nach Persien getrampt, hatten uns das Land angesehen und mußten irgendwie an den Heimweg denken. Zeit stand uns noch genug zur Verfügung, und unsere schwache Seite, das Finanzielle, war durch kleine „Geschäftchen“ gestärkt. Wie wir auf die Idee kamen, nach Rußland zu fahren, weiß ich heute nicht mehr. Ich weiß nur noch, daß uns der Weg nach Pakistan und Afghanistan durch die Cholera versperrt war, und daß das Visum für den Irak 3 Wochen dauern sollte. Ja, und von der irakischen Botschaft bis zur russischen waren es nur 5 Minuten Weg. Auf unsere Fragen antwortete man uns dort mit ja, natürlich, und selbstverständlich, 1,50 DM würde es kosten und 3 Tage dauern. Njet sagte keiner.

Unser Visum lief 10 Tage, und für die Fahrt von Teheran bis Moskau benötigt man 4 Tage, davon 24 Stunden in Persien, d. h., wir konnten uns Moskau 4 Tage lang ansehen und 2 in Leningrad verbringen, für den Preis von 135 DM, den die Fahrkarte kostete, eine einmalige Gelegenheit. Wir haben sie genutzt. Die Tage vergingen wie im Flug. Unser vorsorglich mitgebrachter Lesestoff lag unberührt. Durch die Dunkelheit der Nacht blieb die herrliche Gegend am Schwarzen Meer ungesehen. Aber das, was wir sahen, begeisterte uns. Durch Armenien ging die Fahrt vorbei an den Ausläufern des Kaukasus. 4 Elektroloks hatten Mühe, den inzwischen ungeheuer lang gewordenen Zug über die Steigung zu bringen. Die Strecke bis Moskau ist durchgehend elektrifiziert. Je nördlicher wir kamen, um so mehr machte sich der Herbst bemerkbar. Die interessantesten Motive flogen ungeknipst an uns vorüber, denn fotografieren war strengstens verboten.

Lange haben wir das nicht ausgehalten, und überlegt, wie man dem Übel abhelfen könnte. Durchs Fenster zu knipsen lohnte sich nicht, denn trotz aller Mühe bekamen wir es nicht blank, vor allem konnten wir den inneren Beschlag nicht entfernen. Rolf kam auf die Idee, das Fenster trotz Verbots gewaltsam zu öffnen. Die Tür konnte geschlossen werden, und wer sollte da etwas bemerken? Dieses Vorhaben auszuführen, bereitete einige technische Schwierigkeiten. Mir kam schließlich die glorreiche Idee, den Fensterrahmen ganz rauszuschrauben oder wenigstens soweit zu lockern, daß sich die Scheiben versenken ließen. Wo wir den Schraubenzieher auftrieben, ist mir heute noch unklar, unser Fenster jedenfalls tat uns den Gefallen und verschwand in der dazu konstruierten Öffnung. Von diesem Zeitpunkt an verbrachten wir und unsere beiden Reisebegleiter, ein finnischer Konsul und eine Berlinerin, den größten Teil des Tages mit schußbereiter Kamera auf dem Tisch vor dem Fenster. Einmal vergaßen wir das Fenster zu schließen, als unser dienstbarer Geist den bestellten Tee mit Zitrone brachte. Er sagte nichts, verzog auch das Gesicht nicht und verschwand. Das verfluchte Radio hatte uns ihn nicht kommen hören lassen, und wütend drehte Rolf diesen Quasselkasten ab. Aber es geschah nichts. Während der langen Abende lernten wir das russische Alphabet und einige Höflichkeitsformeln. An den Bahnhofsschildern praktizierten wir dann unsere Kunst und buchstabierten die bekannten Städtenamen wie Rostow, Charkow, Kursk und Tula.

Moskau erreichten wir um die Mittagszeit. Als der Zug stand, hängten wir uns unsere Kameras um, schulterten den Rucksack und zwängten uns durch die Tür. Es kam uns nicht anders vor, als auf jedem anderen Bahnhof mit einer kleinen Besonderheit: Man empfing uns. 2 Herren im Lodenmantel standen plötzlich vor Rolf und sprachen ihn auf Deutsch an. Er wäre doch der Herr Mannesmann und hätte doch aus dem Zug fotografiert. Rolf blieb verdutzt stehen, bejahte gezwungenermaßen und mußte auf Verlangen den Film ausliefern. Ich rannte hinter die nächste Baracke, nahm meine Kamera vom Hals und ließ sie im Rucksack verschwinden. Eine kleine Menschenmenge hatte sich um Rolf versammelt. Ich stellte mich dazu und hörte gerade noch, wie er für den nächsten Tag bestellt wurde, um seinen, wie die beiden versprochen, entwickelten Film zurückzuholen. Wir glaubten kaum daran, hatten aber doch etwas Hoffnung. Unser netter Finne bestellte eine Taxe und — da in dem Wagen noch genug Platz war — stiegen wir dazu. Es begann die Suche nach einem billigen Zimmer. 12 bis 16 Dollar kostete die Vollpension in den Hotels, die von Intourist, dem staatlichen russischen Fremdenbüro, für Ausländer freigegeben waren. Ich habe noch nie so viele ratlose Gesichter gesehen wie an den Anmeldungen dieser Hotels. Höchste Herren bemühte man, und auch die stellten immer die Frage: Ja, von welcher Delegation sind Sie denn, wer hat Sie gemeldet, wo sind Ihre Intourist-Ausweise? Nichts dergleichen konnten wir vorweisen, wir reisten sozusagen privat durch Rußland, und das setzte einige Menschen in Verwirrung. Das billigste Zim-

mer, das wir bekommen konnten, kostete umgerechnet etwa 9 DM. Wir hätten gern auf den gebotenen Komfort verzichtet und weniger bezahlt. Im Verhältnis zu den normalen Touristen lebten wir allerdings ungeheuer billig. Das Hotel Bukarest liegt an der Moskwa. Über der Brücke liegt die Basilius-Kathedrale, und links davon der Kreml. Von unserem Zimmer im 6. Stock blickten wir in die großartige Anlage, die von einer starken Backsteinmauer umgeben ist. Jeden Morgen bereitete es uns einen Genuß eigener Art, wenn der Nebel sich langsam vom Fluß hob und den Blick freigab auf die herbstliche Pracht im Kreml. Rolf mußte zur Polizeistation am Kurski-Bahnhof, ich begleitete ihn, und als wir die Brücke der Moskwa passierten, sprachen uns zwei Studenten in akzentfreiem Deutsch an. Später stellten wir fest, daß diese Brücke ein Zentrum für den Schwarzmarkt zwischen Touristen und Russen ist. Man warnte uns aber vor den Provokateuren, ebenfalls meist jungen Burschen.

Diese beiden Studenten fragten uns nach Dollars, DM und englischen Pfunden, daneben nach Büchern, Zeitungen, Nylonwäsche und Kugelschreibern. Uns war die Angelegenheit nicht ganz geheuer, und wir verabredeten uns am Abend. Um 10 Uhr sollten wir auf der Polizeistation sein, und die Zeit eilte. An der Basilius-Kathedrale gingen wir über den Roten Platz entlang am größten Kaufhaus der Sowjet-Union, der Einkaufsstadt Gum, zum Revolutionsplatz, bogen links ab und verschwanden in einem der prunkvollen Eingänge der Metro. Sie ist eines der Schaustücke Moskaus, auf das jeder Russe stolz ist. Die Bezeichnung ist übersichtlich, und die Bahnhöfe sauber und gepflegt. Mosaiken von großen Schlachten und Kampfszenen aus der Revolution zieren Decken und Wände. Frauen mit Getreidehalmen, Arbeiter und Bauern mit ihren Symbolen, Hammer und Sichel, dienen, nackt oder angezogen, als Säulen und Träger der Gewölbe. Bronzene Soldaten und Politiker aus Gips sind so aufgestellt, daß sie den ungeheuren Verkehr kaum hindern. Mit den schnellen Rolltreppen erreicht man jeden Punkt der oft dreistöckigen U-Bahnhöfe schnell, und 10 Minuten später stiegen wir am Kurski-Bahnhof wieder aus. Rolf und ich liefen getrennt. Ich wollte sehen, wo man ihn hinführte, um im Zweifelsfall Hilfe von der Botschaft zu holen. Aber es gab so viele Gänge in dem Bahnhofsgebäude, daß ich ihn bald verlor. Über 8 Stunden habe ich ihn nicht mehr gesehen.



Vor dem Kurski-Bahnhof stellte ich mich hin und sah dem bunten Völkergemisch zu, das ankam und abreiste. Dieser Bahnhof ist das Ende der Schienen aus Sibirien und Südosten. Turkmenen, Armenier, Kirkisen, Usbeken, Mongolen, teilweise in ihrer Tracht, liefen vor meiner Kamera herum, und ich fotografierte aus allen Rohren, schwarz-weiß, Dias und Farbfilm, keine von den drei Kameras, die nicht schußfertig in der Tasche lag. Plötzlich bildete sich ein Menschaufmarsch an einem der Ausgänge. Drei Polizisten verhafteten eine Frau, die sich mit allen ihr zur Verfügung stehenden Kräften wehrte. Sie hatte zwei Kinder dabei, und benutzte auch die in ihrer Ohnmacht zur Abwehr, indem sie das jüngste auf die Straße warf, so daß es beinahe überfahren wurde. Ich filmte von allen Seiten, bis ein junger Bursche von etwa 15 Jahren meinen Armel ergriff und einem großen Polizisten in Uniform ein Zeichen gab. Der schlug auf meine Kamera, brüllte und wollte den Film herausreißen. Ich zeigte ihm den verkehrten Knopf, und so zog er sie nur auf. Der Film blieb unbelichtet. Da setzte bei mir die Reaktion ein: mein Herz schlug bis zum Hals, und ich dachte an Rolf, der ja nun auch nicht wußte, wo ich hinkam. Bis zu der Baracke, zu der dieser Hühne mich hinbrachte, mußten wir etwa drei Minuten laufen, und ich hatte Zeit, mich zu beruhigen. Hinter mir führten zwei Uniformierte die Frau mit den Kindern herein. Einen Augenblick mußte ich warten und benutzte ihn, um die beiden anderen Kameras in der Tasche zu entspannen, während ich umständlich meinen russischen Sprachführer herausnahm. So konnte mir keiner beweisen, daß ich sie benutzt hatte. Zwei Männer in Lodenmänteln verhörten mich. Einer davon sprach sehr gut deutsch und saß mir gegenüber, der andere schräg hinter mir. Sieben Stunden dauerte die ganze Angelegenheit. Natürlich fragte er nicht dauernd. Viel Zeit nahm die Überprüfung meiner Angaben in Anspruch. Zwischendurch bot mir mein Gegenüber eine Zigarette an, und wir unterhielten uns ganz ungezwungen. Wie viel er mir dadurch geholfen hat, über meine erste Angst hinwegzukommen, wußte er vielleicht gar nicht. Kritische Fragen stellte er immer dann, wenn jener Herr hinter mir irgend etwas auf Russisch gerufen hatte. Nach drei Stunden klingelte wieder einmal das Telefon, und danach erfuhr ich, daß bekannt war, daß Rolf und ich zusammengehören. Vor mir stand die große Frage, was hat Rolf erzählt: Mir blieb nichts anderes übrig, als möglichst bei der Wahrheit zu bleiben. Ein Teil der siebenstündigen Sitzung bestand aus Propagandareden. Einige Dinge, die er mir prophezeigte, sind eingetroffen, so die Aufwertung des Rubels. Ein Großteil der russischen Arbeiter besitzt Fernsehgeräte, und der Lodenmantel-Lui, wie wir allenichtuniformierten Polizisten später nannten, fragte mich nach den entsprechenden deutschen Verhältnissen. Wir stellten fest, daß die Preise pro Gerät etwa gleich sind. Ich fragte ihn daraufhin, wie groß denn der Bildschirm sei. Mit seinen etwas kurzen Händen zeigte er die Größe einer Postkarte. Als ich unsere Maße nannte, wechselte er das Thema und machte mir klar, daß alles in Moskau erlaubt sei zu fotografieren, außer . . . und dann kam eine lange Liste von Dingen, von denen es nicht erlaubt ist. Unter anderem sollte ich mich hüten, müde Menschen aufzunehmen.

Den Film konnte ich nicht mehr retten. Und es ist mir auch irgendwie verständlich, wenn ich überlege, welche negative Propaganda man mit diesem Streifen hätte treiben können. Erstaunlich fand ich, wie gut man über uns informiert war. Um 5 Uhr stand ich wieder auf dem Bahnhofsvorplatz; jene kleine Stube mit dem schmalen, einflügeligen Fenster, der kargen Möblierung und den in schmutzigem Grün gestrichenen Wänden wird mir immer in Erinnerung bleiben. Zum Abschied reichte mir mein Quizmaster die Hand und wünschte mir „Auf Wiedersehen“. Die Hand übersah ich, und wenn ich an ein Wiedersehen dachte, wurde mir heiß.

Da stand ich nun, und mein Hotel lag am anderen Ende der Stadt. Keine Kopeke fand ich in meinen Taschen, denn Rolf hatte in dieser Woche die Kasse. Autos rasten um mich herum, und mein Magen knurrte entsetzlich laut. Durch all den Krach versuchte ich von einem Russen Auskunft über den Weg zu erhalten, den ich gehen mußte. Als er mich zur Metro schickte, zeigte ich ihm meine leere Hosentasche. Er verstand, nahm seine Tasche auf und hakte sich bei mir ein. Germanski? fragte er: Ulbricht oder Adenauer? Auf der Rolltreppe lud er mich zu einem Wodka ein, da zeigte ich aber auf meinen Magen, fuhr die Uhr von 8 Uhr morgens bis 5 Uhr nachmittags nach, zeigte wieder auf meinen Magen und dann auf die Kniekehlen. Er verstand wieder und nickte. Mir begann die Sache Spaß zu machen, und er nahm mich mit in seine Wohnung. Neben seinem Zimmer wohnte eine nette, junge Russin, die gut englisch sprach. Sie wurde geholt und half Brot schneiden. Die Wurst schnitt ich mir selber. Eine Flasche Wodka, einen Eichenwaldschnaps und Johannisbeersaft zerterte er unter dem Bett hervor. Dann gings los. Ich mußte trinken. Er war Junggeselle und hatte nur Zahnputzbecher, aber eine verdächtig große Anzahl. Der erste Schluck brannte mir wie Feuer im leeren Magen, dann aber sah ich, wie er trank, erst den Schnaps, dann Johannisbeersaft, um den Brand in Kehle und Magen zu löschen. Also nicht um des Genusses, sondern des Effekts willen. Rolf geriet allmählich in Vergessenheit. Mir wurde leicht und wohligh zu Mute. Nina sollte auch mittrinken, wollte aber nicht, und als Kavalier bot ich mich an, das gute Wässerchen zu trinken. Als ich das volle Glas in der Hand hatte, kamen mir Bedenken. Ich fühlte, daß ich schon genug hatte, und ließ den kostbaren Alkohol unter den Tisch fließen. Nina sah das, und aus Dankbarkeit, daß ich mich für sie geopfert hatte, gab sie mir einen herzhaften Kuß. Sie fragte mich nach meinem Freund, und da hatte ich es plötzlich eilig. Wladimir brachte mich bis zum Puschkin-Denkmal, sang dabei die Internationale, und ich zerbiß ein Landsknechtslied aus dem Dreißigjährigen Krieg zwischen den Zähnen. Er begleitete mich auch noch bis zum Hotel Bukarest und stolperte mit mir die Treppe hoch. Als ich Rolfs geängstigtes Gesicht sah, war ich plötzlich wieder nüchtern. Er hatte schon die Botschaft alarmiert und sich große Sorgen gemacht. Ich glaube, er hätte mich am liebsten umgebracht, als ich leicht angeschlagen in der Türfüllung stand. Trotz der Unruhen am Tage gingen wir abends zur Brücke und machten dort außer anderen Dingen auch einige Nachtaufnahmen vom angestrahlten Kreml. Seit diesem Tage hatten wir unseren ständigen Schatten. Morgens liefen uns noch zu viele Menschen über den Weg, aber gegen Mittag fiel uns dann immer ein Gesicht häufiger auf, und die Probe, ob es unser neuer Schatten war, konnten wir leicht vornehmen. Jeder Tag brachte neue Aufregungen, keiner allerdings so viel Herzklopfen wie der erste. Zwei Dinge habe ich dabei kennengelernt: Einmal die Angst und zum anderen die ungeheure Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft des russischen Menschen. Klarer konnte mir der Unterschied zwischen den einzelnen Menschen und dem System nicht gemacht werden.

Von Moskau flogen wir nach Leningrad, zu einem Preis, der etwa dem der 1. Klasse auf der Bahn entsprach. Die Zeit, die wir in Leningrad verbrachten, stand an Spannung der in Moskau nicht nach, und nur durch die freundliche Hilfe einiger Russen ließen sich die Schwierigkeiten umgehen, die sich dadurch ergaben, daß wir länger, als unser Visum erlaubte, in Rußland geblieben waren.

Unsere Reise ging weiter nach Finnland.

Gerd

Geschichten um die Bienenbarke

(Zillefahrt Ulm—Wien)

Schiff voraus! „... und so muß festgestellt werden, daß wir bei weiterer Prasserei höchstens bis Passau kommen, und es wird daher höchste Zeit, daß wir usw. usw.“ Macs drohende Worte zur Finanzlage scheinen auf die Bootsinsassen aber weiter keinen Eindruck zu machen. Pimm schaufelt weiterhin höchst genußvoll und friedlich in den Haferflocken, die als ständige Begleiter neben ihm stehen. „Unsere Finanzen mögen ja zerrüttet sein, aber ich möchte doch einmal ganz leise anfragen, wie man hier über ein Mittagessen denkt!“ — Da es erst zwei Uhr ist, lehnt man ein derartig anstrengendes Ansinnen ab und pflegt weiterhin der Ruhe. Wirklich, ruhig ist es hier auf dem Boot. Außer dem Tuckern des Motors hört man nur das eigentümliche Sausen des Wassers, das dadurch hervorgerufen wird, daß der Kies auf dem Grund schleift. Die Sonne brennt herunter, dennoch ist es angenehm kühl hier auf dem Wasser. Seit früh um neun machen wir Mittagspause, sie wird sich vermutlich noch bis abends um sechs ausdehnen, falls nichts dazwischen kommt. Jeder hat eine möglichst bequeme Stellung eingenommen und läßt sich von der Sonne braten. Reichlicher Gebrauch von „Piz-Buin“ schützt vor Sonnenbrand. Axel hat wie üblich den bequemsten Platz im Bug in Beschlag belegt, Mac liegt quer im Mittelschiff, Pimm daneben. Akelus hat lässig die Strippe zum Steuer um die große Zehe gewickelt und liegt höchst lethargisch im Heck, Jürgen harrt am Motor aus, und Werner sitzt aufrecht, stocksteif, das schwarze Barett korrekt auf dem Haupte, mit schmerzverzerrtem Gesicht in der Mittelbank. Der Arme hat sich eine Art „steifen Hals“ geholt und philosophiert nun darüber, ob es ein Hexenschuß oder ein gebrochenes Genick sei. Auf den Knien liegt ein aufgeschlagenes Logbuch, in das er als Kapitän einträgt; zur Zeit ereigneten sich keine Vorkommnisse. Am Ufer taucht ein Strandbad auf, alles schaut interessiert auf unser seltsames Gefährt, man winkt, Werner winkt, ohne den Kopf zu drehen, mit zeitlupenhaften Bewegungen zurück. Der Mann im Bug scheint zu pennen, jedenfalls gibt er keinerlei Lebenszeichen von sich. Plötzlich schallt der Ruf des Admirals über das Boot: „Schiff voraus!“ Als habe ein Schwarm Wespen den Kahn überfallen, schreckt alles auf. Akelus wickelt mit



heftigen Bewegungen die Steuerleine von der Zehe und umspannt mit eisernem Griff das Steuer. Jürgen macht sich am Motor zu schaffen, Pimm weist den Haferflocken einen trockenen Platz auf der Sitzbank neben sich zu. Der Mann im Bug pennt. „Den nehmen wir links“, tut Werner seine Ansicht kund. „Er hat rechts eine blaue Flagge, also müssen wir nach rechts ausweichen“, erklärt Maschinist Jürgen bestimmt. Akelus steuert also nach rechts, und man entdeckt, daß der Schlepper gerade auf uns zuhält, er will wohl in die Außenkurve. „Ich sagte doch gleich, links müssen wir fahren“, triumphiert Werner. Akelus stellt fest, daß mit dem Steuer etwas nicht in Ordnung ist, und alles wird langsam nervös, schließlich muß man ja nach links. Der Kahn hat sich inzwischen bedrohlich genähert, aber schließlich folgt die Zille dem Steuerdruck nach links. Das Schiff, das uns entgegenkommt, ist ein jugoslawischer Raddampfer. Wie ein Büffel sieht er aus, Bug und Heck tief ins Wasser gezogen, als ducke er sich unter der Last der drei Schleppkähne hinter sich. Die Wellen weisen Schaumkronen auf, ein Zeichen, daß sie von besserer Qualität sind. „Senkrecht nehmen, Akelus, senkrecht“, fordert die Besatzung. „Weiß ich auch!“ Die ersten Wellen kommen herangerollt, noch langgestreckt und sanft. Der Kahn schaukelt nur sanft, der Mann im Bug schläft weiterhin. Da sind aber schon die Wellen, ein Berg

Schmuggler, Grenzer, Grüne Rösche

*Szene: Nachtgeländespiel des Stammes Weiße Horde
Sieben Schmuggler galt es zu fangen, und nach stundenlangem Lauern — Horch, knackt da nicht was? — gelang es einem Grenzposten, zweier Schmuggler, die allzu sorglos durch die Lande marschiert waren, habhaft zu werden. Doch o Schreck! Die Beute war nicht in unserem Sinne: zwei Förster waren's, die Sauen zu schießen gedachten und jetzt unserem Spiel ein Ende bereiteten. Während die Grenzer also die falschen Leute geschnappt hatten, war es den Schmugglern gelungen, einen Wimpel über die Grenze in ihr Lager zu schaffen und somit das Spiel mit 100:80 Punkten zu gewinnen.* Wolf



hebt den Bug in die Höhe, gleich darauf klatscht er in ein Wellental. Weiß spritzt die Gischt am Bug, schlägt in das Innere des Bootes. Der Mann im Bug erwacht höchst verwirrt und erschrickt ob der plötzlichen Feuchte. Die Wellen kommen nun vom Ufer um 90° reflektiert zurück, immer noch schlägt etwas Wasser ins Boot. Mac greift zur Pumpe, um zu lenzen. Werner zum Messer, um eine Kerbe in den rechten Bootsrand zu machen, die linke Seite ist für Kreuze vorbehalten, die Untergänge der Zille bezeichnen sollen. Bis jetzt ist die Seite leer — noch! Auf jeden Fall ist wieder eine Gefahr vorüber. — Pimm greift beruhigt zu den Haferflocken und rückt die weiße Mütze zurecht. Werner schlägt vor, Kartoffeln zu schälen, um die Abwicklung des abendlichen Kochens zu beschleunigen. Das Volk hingegen ist der Meinung, nach überstandener Gefahr sei ein Bad das richtige. Jürgen stellt den Motor ab, wir treiben. Herrlich, in dem flaschengrünen, klaren Wasser zu schwimmen. Hier direkt im Wasser hat sich das Sausen des Stromes verstärkt. Hinter uns schwimmt die Bienenbarke träge her, Werner sitzt aufrecht als einziger im Boot, entsagungsvoll schaut er zu den Schwimmern vor sich... Axel

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein:

Vogesenlager 1956 am Lac de la Maix, 4 Uhr früh. Fröstelnd legt einer der Nachtwache ein Stück Holz auf das Feuer, als er plötzlich auffährt. „Du, ich höre Stimmen, ich glaube, es gibt einen Überfall“, sagt der eine zum anderen. „Sie kommen immer näher, sollen wir Alarm geben?“ Fragen wir erst einmal die Lagerführung. Als der Chef zusammen mit den zwei Wachhabenden nachsieht, sind die nächtlichen Besucher schon herangekommen. Es stellt sich heraus, daß es 6 Theologiestudenten sind, die in der Kapelle eine Messe abhalten wollen. Da gibt es bei uns lange Gesichter. Haben wir doch in selbiger Kapelle unser Verpflegungsdepot aufgeschlagen. Mit viel Mühe machen wir ihnen diese Sache klar, „und daß sie nicht glauben sollten, wir seien Barbaren, es ist der einzige wirklich trockene Platz...!“ Sie meinen zu unserer großen Erleichterung, daran würden sie sich nicht stören.

Wolf



Kein Platz für wilde Tiere

Den ganzen Tag hat es geregnet, so daß es unmöglich ist zu zelten. Also übernachteten wir beim Bauern. In einem kleinen Schwarzwalddorf gelangen wir nach vielem Fragen an den Bürgermeister. „Ja“, meint er, „im Rathaus könnt ihr schlafen, da haben wir extra einen Raum für Gäste hergerichtet.“ Zusammen gehen wir zu besagter Stätte. Er öffnet eine Tür, er öffnet eine zweite Tür, dann kratzt er sich plötzlich hinterm Ohr. „Das ist die Waschgelegenheit, aber, der Abfluß ist verstopft, und das Wasser fließt auch nicht.“ „Och, das ist ja gar nicht so schlimm, die Hauptsache, wir haben einen Platz zum Schlafen.“ „Ich muß es euch leider sagen, Platz ist noch gar keiner da, den müßt ihr euch erst schaffen.“ Es stellt sich heraus, daß das ganze Altpapier des Ortes in diesem Raum gesammelt wird. Wir müssen erst den alten Ofen in Gang setzen und uns den Platz regelrecht ireibrennen. So wandern eine Stunde lang altes Papier, zerschlagene Stühle und andere Möbelteile in den Rachen des Ofens, der schließlich zum Glühen kommt. Plötzlich ruft einer: „Du, der Schrank hinterm Ofen fängt an zu glimmen.“ Wir können gerade noch einen Eimer Wasser beschaffen, um Schlimmeres zu verhindern. Um 22 Uhr haben alle acht endlich einen Platz. Wolf



Worte – Begriffe – Erklärungen

- BDP** Bund Deutscher Pfadfinder, der überkonfessionelle Pfadfinderbund in Deutschland.
- Feldmeister:** Pfadfinder über 20 Jahre, der an einem besonderen Führerlager teilgenommen hat.
- Gau:** Zusammenschluß mehrerer Stämme und Horste.
- Horst:** Zusammenschluß mehrerer Stämme in einer Stadt.
- Indaba:** Internationale Konferenz von Pfadfindern.
- I.B.:** Internationales Büro. Sitz der Weltpfadfinderzentrale.
- Jamboree:** Treffen der Pfadfinder der ganzen Welt. Findet alle vier Jahre statt.
- Kornett:** Sippenführer, der erfolgreich an einem Sippenführerlager teilgenommen hat.
- Landesmark:** Zusammenschluß mehrerer Gaue. Umfaßt 400–2000 Jungen.
- Meute:** Zusammenschluß von 2–4 Wölflingsrudeln.
- Moot:** Welttreffen der Rover.
- Pfadfinder:** Jungen zwischen 12 und 18 Jahren, die das Pfadfinderversprechen abgelegt haben.
- Rudel:** Kleinste Einheit der Wölflingsstufe. 6 bis 10 Jungen.
- Rover:** Pfadfinder über 18 Jahre, die keine Führungsaufgabe haben.
- RDP:** Ring Deutscher Pfadfinderbünde. Zusammenschluß der drei international anerkannten Pfadfinderbünde in Deutschland. BDP, Christliche Pfadfinderschaft CP (ev.), Deutsche Pfadfinderschaft Sankt Georg DPSG (kath.).
- Sippe:** Kleinste Einheit der Pfadfinderstufe. 6 bis 10 Jungen.
- Stamm:** Zusammenschluß mehrerer Sippen und Meuten.
- Trupp:** Zusammenschluß mehrerer Sippen.
- Wölfling:** Junge von 9 bis 12 Jahren, der das Wölflingsversprechen abgelegt hat.

DIE WÖFLINGSSTUFE

Was sollen wir mit 10jährigen Jungen anfangen? Sind wir ein Kindergarten oder ein Pfadfinderbund? Mit 10jährigen kann man ja noch nicht auf Fahrt gehen! — So oder ähnlich lauteten die Argumente einiger Führer und Jungen, als der Gedanke auftauchte, in Darmstadt erstmals eine Wolfsmeute zu gründen. Nach und nach hörte man aus anderen Gauen von Meutengründungen, die Sache ging gut, und nach einiger Zeit war der Entschluß gefaßt: Die erste Wolfsmeute in Darmstadt sollte gegründet werden.

Woher die Jungen holen? Eine Meute zählt 16—18 Mitglieder. Wer sollte sie führen? Nur wenige hatten eine Ahnung vom Meutenleben und vom Umgang mit 10jährigen Jungen. Aus Führerhandbüchern und Mitteilungen erfuhren wir weitere Einzelheiten.

Im Oktober 1957 beschlossen wir — *Wolff, Axel, Jürgen, Pimm* und ich —, die Jungen auf eine von uns erdachte Methode zu werben. Ein Lichtbildervortrag in einer 4. Volksschulklasse sollte in den Jungen die Freude am gemeinsamen Spiel wecken und ihnen zeigen, wie wir leben. Der Erfolg war überraschend. Am 26. Oktober, der ersten Meutenstunde, trafen sich 23 Jungen im Heim. Mit Spielen und Liedern verging dieses erste Treffen sehr schnell. Wie würde es weitergehen? Der Anfang war gemacht. Ein paar Jungen sprangen noch ab, 18 blieben dann fest dabei. Wochenendfahrten, gemeinsame Spielager in den Pfingstferien und Sommerferien unter den verschiedensten Ideen heben sich aus der Reihe der regelmäßigen Treffen an den Sonnabendnachmittagen heraus. Schon im Herbst beginnen die Vorbereitungen für das große Pfingstlager. Der große Mediziner rief alle tapferen Krieger zum großen Adlerfest in die Beilsteiner Heide. Da heißt es jetzt für alle, eine passende Indianertracht zu basteln. Die Jungen bringen Federn, Stoff- und Lederreste mit in die Meutenstunde, wo bald eine rege Arbeit einsetzt. Anschließend geht es hinaus, um Bogenschießen zu üben. So verfliegt die Zeit wie im Wind, und die Jungen können kaum noch das große Lager erwarten. Endlich ist es soweit. Überall auf dem Lagerplatz erschallen die Indianerrufe in den verschiedensten hessischen Dialekten, das große Spiel beginnt. Die verschiedenen Gruppen messen ihre Kräfte, und schließlich erkämpfte

sich eine Darmstädter Meute das Adlertotem, den höchsten Preis des Lagers.

Was will man nun in der Wölflingsstufe erreichen?

Der Junge soll sich einmal unterordnen lernen, „dem alten Wolf folgen“, wie es im Wölflingsgesetz so schön heißt; zum anderen soll er zur Selbstdisziplin erzogen werden.

Die Arbeit in der Meute ist dabei aber so ausgerichtet, daß er all diese Eigenschaften in und durch das Spiel lernt. Ein Rudel, das sind 6—8 Jungen, schleicht sich zum Beispiel an. Wenn dabei nicht jeder äußerste Vorsicht übt und sich ganz zusammennimmt, sind alle verraten. So wird der Junge allmählich dazu gebracht, auf die anderen Kameraden in der Meute Rücksicht zu nehmen, den Anordnungen des „alten Wolfes“ nachzukommen. Dem Spieltrieb des Jungen entspricht auch die große Gemeinschaft der Meute mit ihren ca. 18 Wölflingen. Die Meute selbst wird noch einmal unterteilt in die Rudel mit ca. 6 Jungen, die vom Rudelführer geleitet werden.

Schließlich legt der Wölfling nach einem Jahr das Wölflingsversprechen ab.

Versprechen

Ich verspreche, mein Bestes zu tun gegenüber Gott und meinen Eltern, dem Wölflingsgesetz zu gehorchen und täglich jemandem eine Freude zu bereiten.

Gesetz

*Der Wölfling folgt dem alten Wolf,
Der Wölfling läßt sich nicht gehen.*

Danach erhält er den Wolfskopf (Stoffabzeichen) und wird damit zum Wölfling, während er bis dahin als Wildling gilt.

Mit 12 bis 13 Jahren kommt dann der Punkt, wo er in die Pfadfinderstufe übertritt.

Akelus

Nur ein Nagel

Es war einmal ein Wölfling, der baute sich ein Schießgewehr. Freilich nicht so modern wie die heutigen, es sollte nur knallen. Dazu brauchte er ein kleines Stückchen ausgehöhltes Holz, Zündköpfe der Streichhölzer, einen Gummi, der einen Nagel in das Holz mitsamt den Zündköpfchen treibt. Dann knallt es.



Der Junge zog nun den Gummi mit dem Mund an. Es tat einen Knall, der Nagel ward nicht mehr gesehen, der Junge fiel in Ohnmacht. Da kam sein allgewaltiger Horstführer und brachte den Wölfling in einem Auto in das Krankenhaus. Der Doktor sah in den Mund, schüttelte bedächtig seinen klugen Kopf und fand, daß dem Schützen ein Teil eines Zahnes fehle. Da könne er in der Klinik nichts machen und schickte den Jungen nach Hause. Der Pimpf, der sich so wacker gehalten hatte, lag im Bett und dachte an seine Erfindung, insbesondere an den Verbleib des Nagels. Plötzlich jedoch stieß seine Zunge an etwas Hartes, und zu seiner eigenen Verwunderung zog er den Nagel aus seinem Mund hervor. Wo er bis dahin geblieben war, konnte er sich nicht erklären.

Adolf

Winterlager

Das Winterlager unserer Meute fand in diesem Jahr in Herchenhain/Vogelsberg statt, wo vor 2 Jahren schon ein Horstlager war. Sechs von uns fuhren schon am Samstag als Vortrupp, um die Strohsäcke zu stopfen. Es lag 40 cm hoch Schnee... ich konnte kaum erwarten, daß es 24 Uhr wurde. Wir ließen dann sehr viele Sachen los, z.B. Kracher, Heuler, Raketen, Knallteufel. Als wir alles verknallt hatten, gingen wir in die Schule zurück, um uns dort müde in unsere Fallen zu legen... Sonntagmorgen kam der Rest der Meute, während wir in der Kirche waren. Später teilte uns Wulf in zwei Parteien von Pelzjägern ein: Bären-töter und Biberjäger. Jede Partei mußte eine Schneeberg bauen und Fallen errichten. Wenn man die gegnerische Burg zerstörte, gab es 100 Punkte, und für das Stehlen des Pelzschatzes 1000... am Morgen gingen wir, die Biberjäger, in ein großes Schneefeld, um einen geeigneten Platz für die Schneeberg zu suchen. So tappten wir weit hinein. Endlich war die Stelle gefunden... nach dem Mittagessen gingen wir in unsere Schneeberg. Als wir dort angekommen waren, hörten wir Stimmen, aber es war ein Fehlalarm... dann griffen auch die Biberjäger an, aber wir schlugen sie tapfer zurück. Eisbälle zischten durch die Luft, und sie flohen... die Bibertöter hatten gewonnen! Friedlich übten wir gemeinsam in der Spelunke zur alten Unke (alte Schule) für den bunten Abend... um acht Uhr waren etwa 60 Kinder und 30 Erwachsene erschienen. Wir sangen einige Lieder und führten Sketches auf. Zum

Schluß wurden noch Lichtbilder vom Pfingstlager und von Götzens Griechenlandfahrt gezeigt. Der Abend wurde ein voller Erfolg.

(Ausschnitte aus der Meutenchronik der Meute *Silberpfeil* von *Little, Nicki, Gero, Ulli, Foxi.*)

Eine aufregende Meutenstunde

Wir trafen uns wie immer um halb drei an der Jugendherberge. Wulf schloß uns die Tür auf, und wir stürmten hinein. Dann berichteten Hacki und Holde von den Paketen, die wir für Flüchtlinge am Oberwaldhaus gepackt hatten. Als Wulf und ein paar andere draußen waren, schloß Volker das Fenster und er machte auch die Tür zu. Wulf sagte: „Wir sind ausgesperrt.“ Bald danach machten wir uns an einem Gitter zu schaffen, hoben es hoch und kletterten in einen Gang. Wir fanden eine Leiter, und der Rest, der sich nicht getraut hatte herunterzuspringen, konnte bequem an der Leiter herunterklettern. Ich sagte: „Wenn wir ein Stück Draht fänden, könnten wir uns einen Dietrich machen und die Tür aufschließen.“ Wir fanden aber unten kein Stück Draht. Aber die zwei Wachtposten, die obenbleiben mußten für den Fall, daß Volker und seine Komplizen versuchten, das Gitter wieder zuzumachen, fanden einen. Hajo und ich machten ein Fenster aus, über dem wieder ein Gitter war. Wir erzählten es Wulf, und der hatte einen Plan: „Alles hinunter, samt den Wachtposten.“ Wir kletterten in höchster Eile hinunter, krabbelten an dem Fenster heraus und schlichen uns zurück. Ich ging zu H. P. Er hatte einen Dietrich gemacht und versuchte die Tür zu öffnen. Es wollte aber nicht gelingen. Plötzlich hörte ich in dem Zimmer Rufe von Wulf. Ich rannte hinunter zu den Fenstern, diese standen weit offen, im Raum wurde gekämpft. Doch bald war der Kampf vorbei.

Wir machten danach noch ein Geländespiel: Schmuggler gegen Polizei. Schmuggelware war ein Paket, das eine Kluft enthielt. Die Polizei bekam 5 Minuten Zeit, sich vorzubereiten. Hajo nahm das Paket, und *Spaghetti, Ali, Mobby* und ich rannten los. Hajo hatte das Paket im Hosenbein versteckt. Bald kam uns ein Polizist, es war *Nicki*, entgegen. Er untersuchte uns, fand aber nichts. Hajo ging mit *Spaghetti* weiter, und so gelangte das

Paket an sein Ziel: die Rutschbahn auf der Woogsinsel. Danach gab es eine Schneeballschlacht, bei der so mancher einen Schneeball aufs Auge bekam. Danach war es fertig. Wir machten unseren Schlußkreis in der Jugendherberge, sangen den ersten Vers unseres Horstliedes und gingen dann froh nach Hause.

Little (Meute Silberfeil)

Redaktions-Notiz

Diesmal war's uns „hinten“ so am langen Schwanz zu „feierlich“. Die REUSE-Väter haben (teilweise) ihren „Vatertag“ hinter sich! Der „Vereidigte Redaktionsschnibbler und -babscher“ war diesmal Hauke. Was sind doch die Pfadfinder für ein fruchtbarer Verein! Trotz Schneidens, Klebens und Hin- und Herschiebens platzte das Material für REUSE 2 trotz 48 Seiten (Pfarrer Beckers Haare werden immer schütterer!) schier aus den Nähten ... und den Redakteuren ging so langsam aber sicher die Umbruchphantasie aus. — Und so haben wir uns entschlossen, die „Memoiren des Horsttopfes“ als „Nachspeise“ für REUSE 3 aufzuheben. Wolf hat für dieses Heft wahrlich genug geschrieben, ihm tut's daher sicher am wenigsten weh ... Und der Topf hat ja schon vieles leiden müssen ... Also: Dank allen Beteiligten vom jüngsten Wolf bis zum Uraltpfadfinder, vom Setzer bis zum Drucker, von Jürgen bis Hauke sind wir nun — ganz und gar fertig!



DIE PFADFINDERSTUFE

Pfadfinderversprechen:

Ich verspreche auf meine Ehre, daß ich mein Bestes tun will, Gott und dem Vaterland zu dienen, jederzeit und allen Menschen zu helfen und dem Pfadfindergesetz zu gehorchen.

Die Pfadfindergebote:

Auf die Ehre eines Pfadfinders kann man unerschütterlich bauen.

Ein Pfadfinder ist treu und zuverlässig.

Ein Pfadfinder ist hilfsbereit.

Ein Pfadfinder ist Freund aller Menschen und Bruder aller Pfadfinder.

Ein Pfadfinder ist ritterlich und duldsam.

Ein Pfadfinder schützt Pflanzen und Tiere.

Ein Pfadfinder weiß sich einzuordnen.

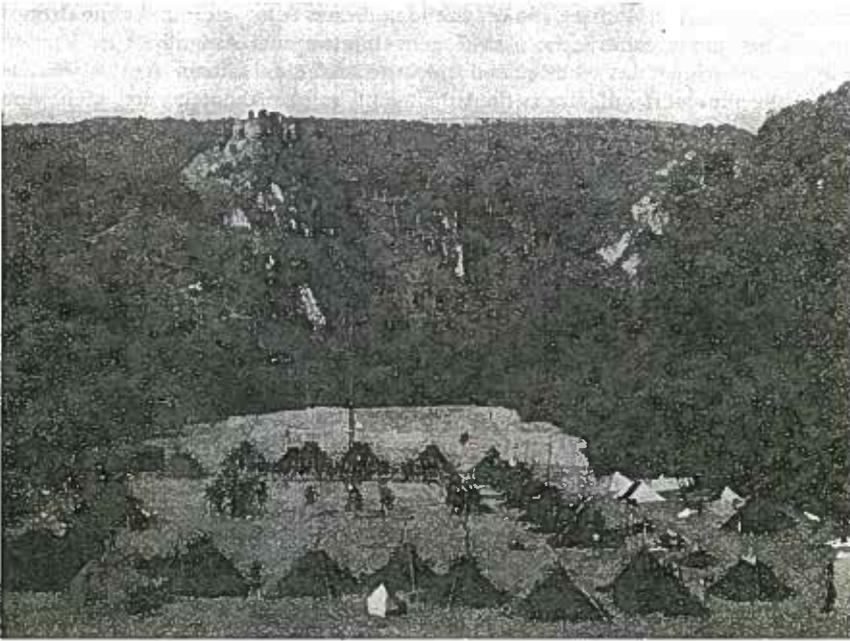
Ein Pfadfinder ist immer frohen Mutes.

Ein Pfadfinder ist einfach und genügsam.

Ein Pfadfinder ist rein in Gedanken, Worten und Taten.

Wahlspruch der Pfadfinder:

Allzeit bereit.



Vom „Großen Spiel“ – Gedanken über die Pfadfinderstufe

Von den drei Stufen — Wölflinge, Pfadfinder, Rover —, in denen sich unser pfadfinderisches Zusammenleben vollzieht, nimmt die Pfadfinderstufe dadurch einen besonderen Raum ein, daß in ihr die Elemente dominieren, die man sich unter dem Begriff „Pfadfindertum“ in der Regel vorstellt.

Die *Pfadfinderstufe* umfaßt die in „Sippen“ von etwa 8 Mann zusammengeschlossenen 12—16jährigen Jungen unseres Bundes. Um die Frage zu beantworten, was die Pfadfinderstufe diesen Jungen geben soll, will ich sie durch zwei Extreme einkreisen, in deren Mitte etwa die richtige Antwort liegt.

Das eine Extrem sieht den Sinn einfach in einer „Steigerung des Lebensgefühls“ (Jugendbewegung), als Mittel dazu Kosakenabende in der Kohte um den singenden Teekessel, wilde Lapplandfahrten in den entferntesten Winkel, tolle Nachtgeländespiele, die nur dann gut waren, wenn dabei mindestens drei Förster überfallen wurden. Das Schlagwort der anderen Ansicht lautet schlicht „Erziehung“. Das Bild, das man hierbei vor Augen hat, ist etwa das nach den Regeln des Waldläuferhandbuches aufgebaute Pfadfinderlager mit vielen sinnreichen Einrichtungen wie Waschlappentrocknern, Zahnbecherständen, Signaltürmen für Feuerzeichen. An der Spitze eines solchen Lagers soll der noch rüstige, graumelierte Feldmeister mit 40jähriger pädagogischer Erfahrung stehen.

Beide Antworten sind, wie gesagt, Extreme, sie genügen heute nicht mehr, um das Leben einer Sippe wirklich mit einem Sinn zu erfüllen. „Steigerung des Lebensgefühls?“ würde der Student der Naturwissenschaften lachen, bekäme er das als Sinn seiner Pfadfinderarbeit präsentiert, und beschlösse auszutreten. „Erziehung?“ fragt der 16jährige Sippenführer, der im Blick auf seine sehr munteren Knaben sich dieser Aufgabe durchaus nicht gewachsen fühlte. Wenn wir eine sinnvolle Antwort also *zwischen* diesen Extremen suchen, so entspricht das auch tatsächlich der Entwicklung unseres Bundes und Horstes, die aus Wandervogel *und* Scoutismus hervorgegangen sind.

Die Pfadfinderstufe vermittelt dem Jungen ohne Zweifel Erlebnisse, die er gerade in diesem Alter sucht und ohne Gruppe nie haben könnte: Eine Großfahrt ist und bleibt eine „runde Sache“, im Gegensatz etwa zum Aufenthalt im Kindererholungsheim oder den Ferien an der Riviera; noch schlägt das Nachtgeländespiel, gemessen an seinem Wert als Erlebnis, die abendliche Fernsehrunde; noch kommt die Floßfahrt auf einem finnischen Fluß seiner Abenteuerlust mehr entgegen als die Kahnpartie auf dem Woog. Aber diese Dinge genügen nicht, und wo sie ausschließlich als Ziel und Zweck gesehen werden, tritt der „Katzenjammer“ bestimmt mit 16, 17 Jahren ein und der Junge aus.

Es hat mit den Worten „Erziehung“ und „Persönlichkeitsbildung“ tatsächlich etwas auf sich, und sie sind mehr als Schall und Rauch. Aber wie soll das in einer Gruppe verwirklicht werden, in der der Sippenführer selbst noch nicht erwachsen und auf der Suche nach seinem eigenen Weg ist? Baden-Powell hat das einmal sehr einfach und klar zusammengefaßt, indem er erklärte: „Das Pfadfindertum ist ein großes Spiel.“ Das sagt zwingend aus, daß jeder, der einer Sippe, einer „Spielgemeinschaft“ angehört, das Leben in seiner Sippe so ernst zu nehmen hat wie ein gutes Spiel: er soll sich ganz dafür einsetzen, aber doch wissen, daß es noch andere Dinge auf dieser Welt gibt, um die es sich zu kümmern lohnt. Dieser Satz Baden-Powells besagt aber auch, daß es nicht nur darauf ankommt, was „gespielt“ wird, ob man singt, laienspielt, töpfer, morst oder pioniert, sondern wie gespielt wird.

Zu jedem guten Spiel gehören Regeln, die zu beachten sind, und diese Spielregeln sind klar in den 10 Pfadfindergeboten enthalten. Was ein Sippenführer nun an „Erziehung“ leisten kann, ist, daß er diese einfachen Regeln verständlich macht, nicht, indem er darüber theoretisiert, sondern am praktischen Beispiel zeigt, wie man sich beispielsweise „kameradschaftlich“ verhält, daß er an dem verregneten Tag auf der Sommerfahrt die gute Laune bewahrt, die anderen damit ansteckt und so das Gebot „Der Pfadfinder ist immer frohen Mutes“ bewahrheitet. Diese Gebote haben also nichts mit hochfliegenden und unerreichbaren Idealen zu tun, sondern stellen jedem Jungen eindeutige und erfüllbare Forderungen.

Wenn ich von dem sicher etwas abgenutzten Begriff „Persönlichkeitsbildung“ sprach, so ist es klar, daß der Sippenführer hier den Löwenanteil gewinnt. Er trägt ein gerüttelt Maß an Verantwortung, steht dauernd vor der Notwendigkeit, Entscheidungen zu fällen, schwierige Situationen zu meistern. Hat er jedoch verstanden, was es bedeutet, Führer einer Pfadfindersippe zu sein, so wird er jedem Jungen seiner Gruppe Aufgaben zuweisen, die diesem lernen helfen, Verantwortung zu tragen, er wird ihn in Situationen bringen, die Bewährung fordern.

Eine dieser Situationen ist die Pfadfinderprobe. Die Aufgaben sind so gestellt, daß jeder Junge, der sich ernsthaft anstrengt, sie erfüllen kann. Sie sollen ihn einerseits auf seine Zuverlässigkeit hin prüfen, andererseits ihm die Augen für Dinge öffnen, mit denen es sich zu befassen lohnt. So wird z. B. ein Ernteeinsatz verlangt, um ihm, dem Städter, zu zeigen, daß die Milch tatsächlich nicht aus der Fabrik kommt, und daß es Mühe und Arbeit kostet, unsere Nahrungsmittel zu säen und zu ernten. In einem Kurs für Erste Hilfe soll er sich die Kenntnisse beschaffen, die er braucht, um zu helfen, wenn Not am Mann ist; eine Pflanzensammlung soll ihm zeigen, daß nicht nur die Maschine interessant ist, sondern auch die Natur ihre Geheimnissen hat, um die es sich zu mühen lohnt. Mit einer Werkarbeit kann er sich selbst beweisen, welche handwerklichen und künstlerischen Fähigkeiten in ihm stecken, und daß nicht nur das schön ist, was man kaufen kann. Falls er von sich glaubt, sportlich eine „totale Niete“ zu sein, so zwingt ihn die Forderung nach einem Freischwimmerschein einzusehen, daß es so „so schwer“ gar nicht ist. Der politische Aufsatz, der von ihm verlangt wird, hat den Zweck, daß er sich einmal genau mit politischen Fragen befaßt und die Zusammenhänge, die hinter den aktuellen Ereignissen stehen, spürt, um nicht eines Tages auf billige Propaganda hereinzufallen. Wir meinen, daß er die Forderung des Pfadfinderversprechens „... dem Vaterland zu dienen“ so am besten erfüllen kann in einer Zeit, in der der Begriff „Vaterland“ oder gar der „Dienst für das Vaterland“ so problematisch geworden ist.

All diese Punkte der Probenordnung wird man schwerlich als „Spielereien“ abtun können, jeder wird einsehen, daß sie dem einzelnen helfen, den richtigen Standort in seiner Zeit zu finden. Wie steht es aber nun mit dem, was der Junge in der Sippe als „pfadfinderische Fertigkeiten“, als „Waldläufertechnik“ erlernt, mit dem Morsen und Winken, den Knoten und dem Bau von Lagertürmen und Brücken? Es ist unrealistisch, sich zu der Behauptung zu versteigen, diese Fertigkeiten

würden einmal Hilfen im „praktischen Leben“ bedeuten. Denn sehr wenige werden später von ihrer Kunst profitieren, im strömenden Regen durch Reiben von weichen und harten Hölzern ein Feuer zu entfachen und darauf einen mit vielen Blättern des Waldes gewürzten Sauerampferbrei zu kochen. Diese Dinge müssen ganz unter dem Aspekt des „Spiels“ gesehen werden, wobei es gar nicht so sehr darauf ankommt, ob sie von „praktischem Nutzen“ für das „praktische Leben“ sind, sie provozieren einfach Situationen, in denen der einzelne sich erproben und bewähren muß, erst dadurch erhalten sie ihren Wert. Genau diesen Tatbestand beschreibt der Dichter *Robert Musil*, wenn er von seinem „Zögling Törless“ an einer Stelle sagt:

... er trieb Dinge, die an und für sich lächerlich sind, für die Sicherheit der Entwicklung aber einen unschätzbaren Wert bedeuten. Denn diese von außen kommenden Erlebnisse und erborgten Gefühle tragen die jungen Leute über den gefährlichen weichen seelischen Boden dieser Jahre hinweg, wo man sich selbst etwas bedeuten muß und doch noch zu unfertig ist, um wirklich etwas zu bedeuten. Ob für später bei dem einen etwas zurückbleibt oder bei dem anderen nichts, ist gleichgültig ...“

Gewiß wird man *Musil* allen anderen als den „verschwommenen Romantikern“ zurechnen können.

Wenn ich also das Ziel der Pfadfinderstufe in den zwei Schlagworten „Erziehung“ und „Persönlichkeitsbildung“ zusammenfasse und als Weg hierzu das Leben in der Sippe als „großes Spiel“ nenne, so ist das wohl wesentlich, aber noch nicht alles. Hinzu kommt etwas, was ebenso wichtig ist, und was ich mit der Formel „Schaffung eines Freundeskreises“ umschreiben möchte. Da das beziehungslose Nebeneinanderherleben nun einmal eine hervorstechende Erscheinung unserer modernen Gesellschaft ist, müssen wir eine „Anpassung“ in dieser Beziehung unbedingt vermeiden. Wenn uns auch manche Soziologen sagen wollen, jede andere als die zwanglose und unverbindliche Form jugendlichen Zusammenlebens erschwere es später, den richtigen Kontakt zu unserer Gesellschaft zu finden, es führe ihr gegenüber gar zur „Verhaltensunsicherheit“, so sind wir in diesem Punkte bewußt unmodern. Der Junge soll sich in den Jahren, in denen er einer Pfadfindergruppe angehört, einen festen Freundeskreis erwerben. Es ist klar, daß zwischen einem Sippenführer und einem Jungen seiner Gruppe selten das bestehen wird, was man als „Freundschaft“ bezeichnet, dem steht schon der Altersunterschied entgegen; wenn es aber unseren Führern nicht gelingt, persönlichen Kontakt über die Arbeit in der Gruppe hinaus zu gewinnen, so ist der Sinn unseres pfadfinderischen Lebens verfehlt. Theaterbesuch, gemeinsame Fahrten, auch Veranstaltungen unseres Kreises in einem zwanglosen geselligen Rahmen sind Wege zu diesem persönlichen Kontakt, die über bloßen „Betrieb“ hinausführen und die dem einzelnen auch oder gerade dann etwas geben, wenn die aktive Arbeit in der Gruppe vorüber ist und er sich dem „großen Spiel“ des Lebens gegenüber sieht.

Axel

In seinem Bericht über die Pfadfinderstufe führt Axel die beiden Extreme an, zwischen denen unsere eigentliche Arbeit liegt. Wir sind weder eine vormilitärische Ausbildung noch ein weltferner, der blauen Blume nachjagender Bund. Obwohl diese Mitte, in der wir liegen, schwer zu beschreiben ist, gibt es doch eine Reihe von Aktionen, die ganz typisch für uns sind. Sie wurden im Laufe der Jahre von Sippenführern durchgezogen.

Aus der Sippenchronik der Sippe „Wildsau“:

Das rote K

Mittwoch, den 5. Februar 1958: Gleich zu Anfang der heutigen Sippenkunde zeigt uns unser Sippenführer ein kleines Briefchen, das in seinem Briefkasten zu Hause gelegen hatte. Darin wird er aufgefordert, heute um 20.30 Uhr an den Nordausgang des Schlosses zu kommen. Dort werde er nähere Auskunft bekommen. So schleichen wir uns denn um 1/29 Uhr in die Nähe des Schlosses. Axel kommt nach einiger Zeit ergebnislos zu uns, er hat nichts gefunden. So gehen wir alle zusammen noch einmal hin, und Christoph findet tatsächlich ein Briefzeichen an der Bank. Hartmut ist es, der einen Stein hervorzieht, und dann — ein Briefchen: „Was ist die Käsglocke? — Weitere Nachricht nächsten Montag um dieselbe Zeit an der gleichen Stelle. Das rote K.“ Lange überlegen wir noch, von wem die Briefchen sein könnten. Aber wir kommen zu nichts und trennen uns mit einem „Gut Pfad“.

PS: Am Montag werden wir's ja sehen.

Mittwoch, den 12. Februar 1958: Sippenabend. Axel erzählt noch einmal im einzelnen, wie der Schreiber der Briefchen geschnappt wurde: Wir hatten heute den ganzen Tag eine Wache am Schloß aufgestellt. Um 19 Uhr endlich kam dann Werner Langsdorf (!!) und legte ein Briefchen an den ausgemachten Platz. Das war vielleicht eine Überraschung, ausgerechnet der Werner! Wo der doch, als Axel ihm von den Briefchen erzählte, gesagt hatte, dieses rote K könnte von dem Buch „Das rote U“ inspiriert sein. Axel erzählte ferner, er habe am Montag ein Briefchen an die ausgemachte Stelle gelegt, in dem er schrieb, er lasse sich nicht von jedem Dorfdeppen durch die Stadt hetzen, dazu sei ihm die Zeit zu schade. Als Vergeltungsmaßnahme wollen wir an Werners Haustür mit roter Ölfarbe ein großes K malen.

Außerdem batiken wir heute wieder. Eigentlich wollten

wir ja auch an der Trommel weitermachen, aber dazu waren weder Farbe noch Pinsel da. *Ailur*

Odenwaldfahrt

8. Tag *Samstag, 31. 5. 1958*
Ruhetag! Dieses Wort sagt fast alles. Trotz der überwältigenden Übermacht von Leuten, die phlegmatisch veranlagt sind, gelang es dem Chef, uns zu einigen Säckelchen zu beluren. Gepennt wurde bis 9 Uhr. Anschließend daran ausgedehntes Frühstück. Da das Wetter ziemlich schön war, legten wir uns in die Sonne! Aber nicht lange. Axel holte unsere zwei Pfadfinderanwärter Wachtel und Tramp, um für die Proben eine „Konfirmandenstunde“ abzuhalten. Danach Mittagessen. Oma nahm nicht teil, er war selbst zum Essen zu faul. Den Nachmittag verbrachten wir mit Winken, bis eine Gruppe von seltsamen Typen in unserem bis dahin einsamen Tälchen ankam, fünf oder sechs Jungen und ein Mädchen. Voran einer auf einem Motorroller, die anderen mit Rädern hinterher. Sie fuhren ohne Rücksicht auf Verluste durch das hohe Gras und ließen sich mitten auf der Wiese nieder. Sie schlugen vier Hauszelte auf, und wir überlegten, wie wir sie irgendwie beluren könnten. Einer kam auf die Idee, den Bach, der durch das Tal fließt, weiter oben im Walde abzuleiten, damit sie kein Wasser hätten. Es wurde nun ein System von sechs Staudämmen gebaut und das Wasser in ein Sumpfgelände abgeleitet, bis nur noch ein äußerst dürres und dreckiges Rinnsal floß. Als die Leuten Wasser holen wollten, guckten sie erst einmal ganz dumm und machten sich dann auf die Suche. Sie fanden kurz darauf ganz in der Nähe eine Quelle. Somit waren wir die Belurten, denn die Dämme waren umsonst gebaut, und wir mußten nun ebenfalls unser Wasser von dieser Quelle holen. Einer von den Typen hatte ein Pfadfinderhemd mit Lilie und grüßte uns auch mit Pfadfindergruß. Nachdem sie sich häuslich niedergelassen hatten, brannten sie ein

Riesenfeuer an und sangen Schlager und Lieder wie „Oiko“ in einem Zug. Wir nahmen deshalb an, daß wir einen ehemaligen Pfadfinderhaufen vor uns hatten. Als wir uns um 10 Uhr in die Kohte legten, rückten die Kerle ab. Um 12 Uhr kamen sie mit Bier wieder. Das kippten sie dann mit viel Gesang bis 3 Uhr hinter die Binde, so daß es mit Schlafen schlecht bestellt war.

Mac

„Höhlenforscher“

12. Tag

30. Juli 1957

Als erstes wanderten wir heute zur Oswaldhöhle. Sie ist ziemlich lahm, man geht bei der einen Seite hinein, durch ein riesiges Felsengewölbe, und kommt bei der anderen Seite wieder heraus; es führt sogar ein Wanderweg hindurch. Außerdem machte Wulf von der Gelegenheit, sich den Kopf anzurennen, reichlich Gebrauch. Schließlich hatten wir die Witzenhöhle in der Nähe gefunden, und wir holten unsere „Höhlenforscherausrüstung“ heraus: Zwei Rollen weißen Zwirn und sechs Kerzen. Erst ist die Witzenhöhle ein riesiges Gewölbe, überall herabgestürzte Felsblöcke. Dann finden wir ein kleines Loch, aus welchem ein heftiger Windzug weht. Von dem Führer in der Rosenmüllerhöhle haben wir erfahren, daß Witzenhöhle, Wunders- und Oswaldhöhle durch Gänge verbunden seien, jedoch nur für „Höhlenkundige“ zu finden. Wir wollen sie finden. Ich krieche mit einem Kerzenstummel in den Gang hinein, er wird immer enger, man muß auf allen Vieren vorwärtsrobben. Auf dem Boden liegen eklige Felsbrocken. Ich komme um eine Kurve, der Luftzug wird immer stärker. Die anderen kommen mit den restlichen Kerzen nach. Wir legen unseren Zwirn aus, damit wir uns in diesem Labyrinth von Gängen nicht verlaufen, wie das im „Tom Sawyer“ so anschaulich geschildert ist. Jetzt können wir aufrecht gehen, überall tropft es, die Tropfsteine sind jedoch verrußt. Schließlich steht vor uns eine Leiter. Da der Alte uns erzählt hat, in der Wundershöhle käme eine Leiter als erstes, glauben wir am Ausgang zu sein. Doch die Leiter hat kaum Sprossen, als ich oben bin, geht es einen Kamin weiter hinauf. Ich denke, es sei der Ausgang und ziehe mich an den Tropfsteinen immer höher. Als ich eine Zeit geklettert bin, ist der Kamin plötzlich zu Ende. („Ein Pfadfinder ist immer frohen Mutes“, auch jetzt noch?)

Als ich wieder unten bin, durchforschen wir noch einige Nebenhöhlen und Gänge, da die Leiter hier ist, kann der Ausgang ja nicht mehr weit sein. Plötzlich sehen wir an der Wand einen seltsamen grünen Fleck aufleuchten. Ich halte ihn für Phosphor, der den Ausgang anzeigen soll, in solchen Situationen kommt man ja oft nicht auf das naheliegendste, nämlich, daß es das Tageslicht ist, welches aus einem kleinen Loch hereinschaut. Am Höhleneingang vergnügen sich einige Touristen damit, Steine in die Höhle zu schmeißen, und sind nicht schlecht erstaunt, als wir plötzlich auftauchen, dreckverschmiert. Wir sind unter dem Berg hindurch von der Witzenhöhle zur Wundershöhle gekommen. Als wir uns anschließend in der Wiesent waschen, müssen wir den Schlamm von Lederhose und Juja mit dem Fahrtenmesser abkratzen.

Axel

Blinkerei

Im Zeitalter der drahtlosen Funktelegraphie und Funktelephonie erscheint die Lichttelegraphie, das Blinken, veraltet und unmodern, obwohl man bei günstigen Sichtverhältnissen große Entfernungen mit Leichtigkeit überbrücken kann. Mit Hilfe des Sonnenlichts hat z. B. die deutsche Schutztruppe in Ostafrika unter General v. Lettow-Vorbeck Entfernungen bis zu 120 km mit dem Heliographen (Sonnenspiegeltelegraph) überbrückt. So etwas mußte natürlich auch im Horst „Hohe Tanne“ unbedingt einmal versucht werden.

Autoscheinwerfer wurden besorgt, dazu für jede Station eine Autobatterie und Morsetasten. Es sollte eine Großraumverbindung vom Frankenstein zum „Lärmfeuer“ bei Mossau über eine Zwischenstation auf dem Kaiserturm-Neunkircher Höhe hergestellt werden.

Ich bezog an einem Sommerabend 1956 gegen 20 Uhr mit meinen Jungen Posten auf dem Kaiserturm. Zuvor war ein Gewitter niedergegangen, und der Blick zum Frankenstein verlor sich im aufsteigenden Nebel. Um 21 Uhr sollte es losgehen. Um uns tiefe Dunkelheit. Die Scheinwerfer Richtung Frankenstein einerseits und Richtung „Lärmfeuer“ andererseits werden genau nach Karte und Marschkompaßzahl eingepeilt. Punkt 21 Uhr drücken die Geber die Tasten, starke Lichtfinger bohren sich in die Nacht. Anruf: FTK (Funktelegramm, bitte Kommen). Die Spannung steigt

auf den Höhepunkt, wird man uns sehen, werden wir eine Antwort erhalten? Da, plötzlich ein Jubelruf der Gruppe, die das „Lärmfeuer“ anruft: „Sie haben uns gesehen, Lärmfeuer blinkt.“ Und nun meldet sich trotz Nebel auch drüben der Frankenstein. Rötlich und schwach nehmen wir durchs Fernglas die Lichtzeichen der Frankensteiner Blinkgruppe wahr. Die Verbindung zwischen dem Horst „Hohe Tanne“ auf dem Frankenstein und unseren Erbacher Pfadfinderkameraden auf dem „Lärmfeuer“ bei Mossau ist hergestellt. Eineinhalb Stunden wechseln nun Lichtsprüche hin und her durch die Nacht. Nicht alles kommt auf Anhieb durch. Ofters muß „Irrung“ gegeben werden. Mit unseren einfachen Geräten haben wir immerhin eine Luftlinie von 25 km überwunden. Allen, die damals dabei waren, wird die Blinkerei in dieser schönen Sommernacht unvergänglich bleiben.

Hasso

Die Brücke am Bärensee

Wumm, wumm, wumm, dumpfe Schläge hallen im Bärensee. 10 Pfadfinder fällen 8 mächtige Fichten. Mühsam werden sie dann herauf- und vorgezogen bis zur großen Schlucht. Hier sollen sie zu einer Brücke zusammengesetzt werden, die den 10 m tiefen und 25 m breiten Graben überspannen wird.

Unter der Leitung von Ekkehard geht die Arbeit zügig voran. Zunächst heißt es, eine feste Stütze in der Mitte der Schlucht zu errichten. Dann werden von beiden Seiten je zwei Balken, die zuvor schon zusammengefügt wurden, an langen Seilen Stück für Stück heruntergelassen auf die Pfeiler in der Mitte. Allerdings läuft das natürlich nicht so selbstverständlich, wie es sich hier liest. Lange Diskussionen gehen der Aktion voran. „Weißt Du, so wird das großer Mist!“ „Ich habe es gleich gewußt, daß die Balken abrutschen werden, das sagt einem ja schon der gesunde Menschenverstand!“ „Dann könnt ihr euren Dreck ja alleine machen!“ Schließlich einigt man sich doch, und die Arbeit geht weiter.

Die beiden Führungsbalken werden an den Seiten und in der Mitte fest verankert. Anschließend nageln besonders Mutige den „Boden“ der Brücke fest, gerät sie doch noch manchmal in gefährliche rhythmische Schwankungen. Die größte Sorge besteht jedoch darin, hoffentlich bemerkt der Förster nichts von der ganzen Angelegenheit, denn

wer lang' fragt, geht lang' irr. Aber das Glück ist hold, heute haben wir schon das dritte Wochenende ohne behördliche Störung. Übrigens kann man die Brücke schon mit dem Fahrrad überqueren, allerdings nicht auf dem Rad, sondern mit der Tretmaschine auf dem Buckel. Es fehlt eigentlich nur noch das Geländer und ein paar Querverstrebungen, so daß für das kommende Wochenende die offizielle Einweihung arrangiert werden kann.

Der Ruhm dieser selbstlosen Konstruktion ist inzwischen bis zur Presse vorgedrungen, und der flinke Reporter zieht mit der Kamera los. Er sucht sich gerade den richtigen Blickwinkel aus, als ihm plötzlich jemand unsanft auf die Schulter schlägt. Ein neidischer Kollege? „Das ist ja die größte Unverschämtheit, da soll dieser Frevel auch noch veröffentlicht werden!“, faucht ihn ein Förster an. Der Zufall hat ihn hierhergeführt. Na wartet, Euch werde ich es zeigen, hier einfach die Bäume umzulegen.

Bereits der nächste Tag sieht Ekkehard auf dem Forstamt. „Natürlich habe ich gewußt, daß man die Bäume nicht einfach so umlegen kann, aber sie werden ja sowieso gefällt, da der Bärensee zugeschüttet wird.“ „Das geht Sie überhaupt nichts an, Sie können den Schaden ja gar nicht ersetzen, den Sie da angerichtet haben.“ Die ganze Verhandlung endet schließlich damit, daß die Brücke sofort abgerissen werden muß, das Holz ist auf Meterlänge zuzusägen, und der Horst hat mit mindestens 20 Jungen an drei Wochenenden Aufforstungsarbeiten zu leisten.

Ich glaube, damit sind beide Teile sehr gut weggekommen.

Wolf

Es geschah am hellichten Tag,

an einem verkaufsoffenen Samstag gegen 15 Uhr, als ein Pfadfinder im Begriffe war, den Kaufohof zu betreten, und ein würdiger, grauhaariger Herr ihm die Tür mit einem „Bitte schön, gnädige Frau“ aufhielt.

Wie es das gibt? Nun, das war bei einem Stadtgeländespiel, bei dem einige der Mannen verkleidet von scharfäugigen „Detektiven“ entdeckt und entlarvt werden mußten. Einer, der viel weibliches Personal zu Hause hat, tarnte sich als „Dame“, wollte den Kaufohof betreten und dann ... siehe oben.

Ja, es gibt eben doch Dinger!

Axel



DIE ROVERSTUFE

1. Die Roverschaft ist neben der Führerschaft ein in sich geschlossener, selbständiger Teil der Jungmannschaft des BDP. Ihr gehören die etwa 17- bis 25jährigen an, die keine Führer sind.
2. Sie ist die Stufe, in der sich aus der vorwiegend vitalstimmungshaften Zugehörigkeit zur Pfadfinderbewegung eine bewußt pfadfinderische Lebenshaltung herausbilden soll.
3. Sie beruht auf dem Prinzip der Selbstverantwortlichkeit.
4. Auf das Leben der Erwachsenen bezogen, unterscheidet sie sich in Arbeitsweise, Lebensstil und Organisationsform grundlegend von der Wöflings- und Pfadfinderstufe.

Diese Grundsätze stehen der Roverordnung des BDP vor. Sie umfassen in kurzer Form die Aufgabe und das Ziel der Roverstufe.

Worin und warum jedoch besteht ein grundlegender Unterschied zur Pfadfinderstufe?

Mit 12 Jahren tritt ein Junge aus der Wöflings- in die Pfadfinderstufe über. Den großen Kreis der Meute vertauscht er mit der engen Kameradschaft der Sippe, die vor allem durch die Persönlichkeit des Gruppenführers geprägt wird. Die Sippe wird für den Jungen zum Erlebnis, sie gibt ihm einen großen Auftrieb. Doch mit der Zeit entwickelt sich seine Selbständigkeit, er hält Umschau über den Rahmen der Sippe hinweg. Hat er dann auch noch sein Interesse für die Mädchen entdeckt, verliert er bald die Begeisterung für die Gruppe. Jetzt helfen auch alle guten Worte des Sippenführers nichts mehr, das große Spiel der Pfadfinderei scheint für ihn vorbei zu sein. An diesem Punkt wird nun oft der große Fehler begangen, den Jungen doch noch in der alten Gemeinschaft zu halten. Aber gerade dadurch geht er für immer verloren.

Viel besser ist es, den Jungen, sobald der Strukturwandel bei ihm einsetzt, in feierlicher Form aus der Sippe zu entlassen, ihm gleichzeitig aber anzubieten, nach einer bestimmten Zeit in den Roverkreis einzutreten. In der dazwischenliegenden Zeit kann er erst einmal ausgären.

Das Leben im Roverkreis nun ist zwangloser als das in der Sippe. Ihm steht nicht mehr der Führer, sondern der gewählte Sprecher vor. Außerdem trifft man sich nicht mehr in Kluft, sondern meistens in Zivil. Doch der größte und entscheidendste Unterschied liegt darin, daß die Arbeit im Kreis jetzt von allen gemeinsam getragen wird. Die Arbeit, oder besser die Beschäftigung ist darauf ausgerichtet, die bewußte pfadfinderische Lebenshaltung des einzelnen herauszubilden. Sie äußert sich grob gesprochen darin, daß es für den Rover den „Ohne-mich“-Standpunkt in allen Lebenslagen nicht geben kann. Es ist seine Aufgabe, zu den Problemen Stellung zu beziehen. Man ersieht daraus, daß der Bogen im Roverkreis sehr weit gespannt ist. Er umfaßt die musische Betätigung genau so wie das Diskutieren, das Feiern auf der Tanzparty oder die große Fahrt im Sommer. Dabei tritt gerade bei den Fahrten der deutliche Unterschied zu denen der Sippe hervor. Bei ihr dienen sie dazu, einmal die Abenteuerlust zu stillen, zum anderen aber durch das gemeinsame Erlebnis die Gruppe zusammenzuführen. Vor der Roverfahrt steht als Ziel eine Aufgabe, z. B. Kriegsgräbereinsatz in einem fernen Land. Oft teilt sich der Kreis auch auf in zwei oder drei kleine Gruppen.

Das Ziel der Roverstufe ist die Roverwache, das erneute Ablegen des Pfadfinderversprechens, jetzt aber mit vollem Verständnis und ganzer Verantwortung. Die Roverordnung enthält darüber acht Punkte:

1. Die Wache ist Selbstprüfung, Besinnung und Entschluß des Rovers, sein Leben als Mann im Sinne von Gesetz und Versprechen zu gestalten.
2. Sie setzt sich aus drei Teilen zusammen: der Vorbereitung, der eigentlichen Wache und der Wachefeier.
3. Die Vorbereitung muß mindestens drei Monate dauern. Sie ist Aufgabe eines vom Wachekreis bestimmten Bürgen, der selbst Wacherover sein muß. Er kann sich von anderen lebenserfahrenen Pfadfindern und Freunden der Pfadfinderbewegung hierin unterstützen lassen.
4. Glaubt der Rover genügend vorbereitet zu sein, so geht er auf Wache, und zwar allein.
5. Meditationsgegenstand der Wache sind Gesetz und Versprechen, mit dessen Erneuerung die Wache endet.
6. Dies geschieht in einer abschließenden Zeremonie im Beisein des Roverkreises. Nach Erneuerung des Versprechens wird der Rover vom Bürgen durch Verleihen des Wache-Zeichens in den Wachekreis aufgenommen.
7. Die Wache kann nicht vor dem 20. Lebensjahr abgelegt werden.
8. Der Wachekreis ist der Zusammenschluß aller Wacherover des Bundes. Seine Aufgabe ist es, die sich zur Wache meldenden Rover auf die Wache vorzubereiten. Führungskompetenzen innerhalb der Roverstufe setzen nicht die Zugehörigkeit zum Wachekreis voraus.

Nach diesem mehr theoretischen Teil möchte ich noch zum tieferen Verständnis ein paar Beispiele aus der Roverarbeit anführen.

Die vom Bund gestellte Winteraufgabe hatte das aktuelle Thema: „Die Entwicklungsländer“. Außerdem war ange-regt worden, einen Studenten oder Praktikanten aus diesen Ländern in den Roverkreis einzuladen.

Wir wählten uns Afrika aus, um hier das Problem nach den verschiedensten Gesichtspunkten zu beleuchten. Die klimatischen, geographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Afrika. Die Hauptvölkergruppen in Afrika und die Frage, wie weit sie sich mit den neuen Staatsgrenzen decken. Dann wurden drei Länder herausgegriffen, und zwar Guinea als ein Land, das unter französischer Kolonialherrschaft stand, Nigeria, das unter englischer Herrschaft stand, und schließlich Liberia, das von Anfang an von Schwarzen regiert wurde. Zum Abschluß berichtete noch ein Marokkaner, den wir eingeladen hatten, über die Probleme seines Landes. Von den anderen Themen hatte sich jeder eines herausgegriffen, sich damit beschäftigt und darüber referiert.

Wolf

Unternehmen Heideröslein, Bericht von einem Roverlager

Am 7. Oktober standen 60 Rover zum letztenmal im Kreis um den Fahnenmast. Menne sagte: „Diese Tage haben manche Erkenntnis gebracht. Einmal: Die Wüste lebt! Von Zeit zu Zeit braucht jeder, der für diese Dinge arbeitet,

einmal neuen Auftrieb. Wir sind ja keine Heiligen. Dieser Auftrieb ist jetzt sicher da. Wir haben uns zusammenge-funden, um gemeinsam auf Kundschaft zu gehen. Die ein-geheimsten Früchte der Kundschaften werden wir sichten und dann zu einem vollständigen Bild zusammensetzen, das in Form einer Schrift jedem zugänglich gemacht werden soll. Dies ist auch der Beginn, die Idee des Kundschaftens weiter hinauszutragen in die Roverkreise und Sippen. Unser Versuch ist voll und ganz geglückt. Das gibt uns Mut zu neuen Unternehmungen. Für das nächste Jahr planen wir eine Kriegsgräberfahrt nach Norditalien. Ich danke allen, die mithalfen, das Unternehmen Heideröslein zu diesem Erfolg werden zu lassen. Hol nieder Flagge!“
Und wie war es am Anfang der sieben Tage?

Aus einem Kundschaftslogbuch

Bei herrlichem spätsommerlichen Wetter gelangten wir in Nienburg/Weser an. Nach einigen Erkundigungen fanden wir uns am Treffpunkt außerhalb des Ortes ein. Dort herrschte reges Leben. Ein großes Zelt stand mitten in einem Kiefernwald, Rover rings herum. Es war ein stän-diges Kommen und Gehen. Gruppen wurden zusammen-gestellt und mit Aufgaben versehen auf die dreitägige Kundschaft geschickt. Man war sich zunächst fremd, lernte sich aber nach kurzer Zeit kennen. Zur gemeinsamen Kundschaft wurden nämlich nur sich unbekannte ausge-wählt. Wir nahmen die uns zuge dachte Flasche Wein ent-

gegen. Auf Gutscheinen holten wir Brot und Fleisch für Schaschlik. Dann zogen wir los, unserer Kundschaftsaufgabe entgegen: dem Heidefluß „Böhme“.

In Rotenburg, etwa 60 km von Nienburg entfernt, sah es ähnlich aus:

Übereinstimmend wurde nach den drei Tagen Kundschaftsfahrt die ungeheuer große Gastfreundschaft gelobt. Fast alle Leute waren aufgeschlossen und unterstützten die Kundschaftsgruppen auf das beste.

Aus dem Logbuch „Kirschen am Weg“:

Und dann die Gastfreundschaft! Die Bauern in Eystrup und Wittlohe, bei denen wir im Stroh übernachteten, besonders aber der Pastor zu Drakenburg, nahmen uns die Sorge um das leibliche Wohl ab.

Wir kommen an einem Hof vorbei. Da ruft eine Frau, wir sollten hinkommen, Kuchen essen. Wir lachten über den Witz. Aber es war ernst gemeint. Wir schmausten Butter-Streuselkuchen, bis es wirklich nicht mehr ging. Die Lieder, die wir zum Dank singen, klappen schließlich ganz gut. Zum Teil waren die Leute bereits über die Kundschaften durch die Presse informiert. Alle Zeitungen des gesamten Bereichs der Lüneburger Heide, der Weser und Aller, hatten vorher umfangreiches Pressematerial erhalten, das in sehr guter Form gebracht worden war.

In Celle wurde die Kundschaftsgruppe gleich von einem Polizisten begrüßt: „Ihr seid die Pfadfinder, die Celle erforschen wollen, nicht wahr?“

Am Treffpunkt Nienburg machte Radio Bremen eine Reportage, die am 18. Oktober im Jugendfunk lief. Der NDR, Studio Hannover, kam ins Lager nach Kirchlinteln, Kreis Verden. Die Reportage über die Kundschaft lief noch am gleichen Abend über die Sender. Wir wollten mit diesen Berichten und Reportagen der Öffentlichkeit dieser Landschaft sagen, daß wir Pfadfinder sind, aber daß wir hier keineswegs Geländespiele, Knötchenpuhlen und Morsen betreiben, sondern daß erwachsene Männer unterwegs waren, die in eigener Anschauung die Probleme dieser Landschaft kennenlernen wollten. Wir haben dies immer wieder und oft erklären müssen. Aber wenn es die Leute, mit denen wir sprachen, die Bauern, Polizisten, Fabrikbesitzer, Gemeindedirektoren, Bürgermeister, Beamte und Leute von der Straße begriffen hatten, dann waren sie sehr

willig und aufgeschlossen und gaben uns Bescheid über die Dinge, die sie wußten, und die wir wissen wollten.

Wie lauteten die Themen?

Das wichtigste Thema war die Heide. Wirtschaftliche Ausnutzung. Das Leben in einem Heidedorf. Wie funktioniert die Strom-, Wasser-, Lebensmittel-, kulturelle und Verkehrsversorgung. Wie sind die Flüchtlinge eingegliedert. Welche Sorgen haben die kleinen Gemeinden. Was beschäftigt die Leute auf dem Dorf. Wie ist es mit Zeitung und Fernsehen. Wann und wo gehen sie ins Kino. Wo arbeiten die Bewohner. Wird ein Dorf sehr durch einen Bach, einen Fluß, ein Moorgebiet bestimmt oder nicht. Wie weit ist die Mechanisierung der Landwirtschaft fortgeschritten. Wo wird mit wissenschaftlichen Methoden gearbeitet. Die Fragenkette ließe sich weiter beliebig verlängern.

Drei Kundschaften sind über ein Heide- oder Geestdorf angefertigt worden. Hieraus ergeben sich wertvolle Rückschlüsse auf die Gesamtheit der Dörfer, die in dem Landstrich liegen. In diesen drei Dörfern wird die Gesamtheit des wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Lebens erfaßt und die Einflüsse, denen es unterliegt.

Nach der Kundschaft trafen sich alle Rover in einem gemeinsamen Lager bei Kirchlinteln. In einigen Gesprächskreisen, die sich als sehr wertvoll erwiesen, wurden verschiedene Probleme behandelt, die den jungen Mann, den Rover, angehen. Dann diente das Lager der Abfassung der Kundschaftsberichte, schließlich baute das ganze Lager an einem Vormittag für die Gemeinde Kirchlinteln einen Weg in einer Länge von etwa 200 bis 300 Metern als Dank für die Gastfreundschaft.

Die Gesprächskreise lauteten: Rover und Mädchen. Rover und Christentum. Rover und Politik. Roverwache und Roverweihe. Roverführung.

Außerdem hielt Menne eine dreistündige Geschichtsvorlesung mit dem Thema „Kaiserreich — Weimarer Republik — Nationalsozialismus“, an der das ganze Lager teilnahm.

Der Höhepunkt des Lagers war das vierstündige Festbankett im Dorfkrug. Ein gutes Mahl, etwas Gutes zum Trinken schufen die Stimmung für die vielen Lieder, Vorträge und kleinen Spiele auf der improvisierten Bühne. Es war

einfach prächtig und läßt sich hier in Worten gar nicht beschreiben. An langen weißgedeckten Tischen saß das ganze Lager, schmauste, trank, sang und lachte über die Witze und lustigen Lieder.

Und damit wären wir am Ende angekommen. Jeder wird seine eigenen Erlebnisse mit nach Hause nehmen.

Der große Versuch, eine vielfach gegliederte, große Kundenschaft über ein bestimmtes Gebiet zu unternehmen, ist geglückt. Er wird, so hoffen wir, viel Nachahmung finden.

Pil (LM Westfalen) aus: Briefe an die Führerschaft.

Vom Ratsfelsen zum Stadtheim

Die Darmstädter Pfadfinder können sich glücklich preisen, in ihrer Umgebung all das vorzufinden, wonach ein Junggenherz sich sehnt. Berge, Täler, Bäche, hie und da ein Wasserloch, wo man im Sommer Kühlung findet, und vor allem Wald. Dunkler, geheimnisvoller Fichtenwald, lichte Buchenhallen oder duftende Kiefernbestände. Ja, sogar mehr. Steinbrüche — längst von der Welt vergessen, laden die streifenden Indianerhorden zum Palaver und sammeln an Sonnenwende die Gruppen in ihren Wänden. So war der Steinbruch am Glasberg, von uns „Bärensee“ genannt, der Ort spannender Unternehmen. Bis vor etwa sieben Jahren verging kein Wochenende, wo dort nicht ein Geländespiel oder ähnliches Unternehmen Anfang oder Ende nahm. Dann rollten Tag für Tag Lastwagen heran und brachten Trümmerschutt aus den Ruinen von Darmstadt. Heute türmt sich da, wo vormals Schluchten den Blick in die Tiefe lenkten, ein künstlicher Berg, der von einem Teppich jungen Grüns überzogen ist. Bei gutem Wetter sind solche heimeligen Orte das Schönste für eine Gruppe. Was aber dann, wenn es regnet?

Wo kann man sich treffen? Hier möge chronikartig der schwere Weg des Horstes nach dem Krieg auf der Suche nach einem Stadtheim aufgezeichnet werden.

1946, Ruinen, Not. Man trifft sich in den engen Wohnungen der Führer und Jungen. Da, nach langen Jahren das erste Heim in der Rheinstraße. Eine alte Sippenchronik berichtet 1948:

„Trümmer, Trümmer — ein einziges Ruinenfeld. Doch halt! Da steigt dünner Rauch auf, eine Treppe führt in einen engen, kühlen, dunkeln Luftschuttkeller. Trübe flackert ein Petroleumlicht durch den dicken Qualm. Man stößt auf

eine Zeltbahn, schiebt sie zur Seite, und nun endlich schlägt uns etwas Wärme entgegen. Noch um eine Ecke, es wird heller, wärmer, und da sitzt eine Gruppe Jungen, blinzelt durch den Qualm und das Flackern und singt. Ja, singen, träumen und erzählen von ihren Fahrten durch Deutschland. Aber auch neue Pläne tauchen auf, für den nächsten Sommer. Ob sie schon ins Ausland gehen können, andere Kameraden kennenlernen? Keiner weiß es schon heute, aber verbunden fühlen sie sich auch hier unten unter den Trümmern mit allen Pfadfindern in der ganzen Welt. Einer stochert im Ofen, eine Rauchwolke schiebt sich vor die Pfadfindersymbole an der Wand — rund herum liegen regennasse Trümmer.

Winter 1949/50. Heim: ein Keller in der Hermannstraße, wo heute die Handelsschule steht.

1950 im November Heimeinweihung in der Hochstraße

*Im vorigen Winter da froren wir, o Pein
bei einem winzigen Öchen im Stammesheim.
Wir Wildsäu' wollten diesem Ubel enttrinnen
und mit dem Aufbau eines eigenen Heimes beginnen.
Von Methus Tante „Isa“ erhielten wir
die alte Gartenhütte zum Quartier.
Flugs faßten wir den kühnen Plan,
mit dem Aufbau zu fangen an.
Am ersten April da war es so weit,
daß man in aller Öffentlichkeit
den Grundstein uns' res Heims weihte ein.
Der Stamm gab zehn Mark in die Kasse rein.
Nun bauten wir Tag für Tag
das Heim, wozu jeder etwas gab.
Der eine tat mehr, der andere wenig:
man ist verschieden arbeitsbegierig.
Heut' nun wollen wir unser Heim
einweihen auf ein lang Gedeih'n,
wo wir singen können und spielen,
auch Platz finden für anderes Bemühen.
Und zum Schluß hab' ich 'ne Bitte:
steiget nicht auf des Daches Mitte,
gehst nicht durch Ewalds Garten,
laßt mich nicht auf Brennholz warten.*

Methu
23. April 1951. Grundsteinlegung für das große Stammesheim im Wolfskehlschen Park.

„Das Heim des Stammes „Hohe Tanne“ ... wird im

Wolfskehlschen Garten, Herdweg, errichtet. Das Baugelände von 200 qm ... wurde zum 1. April 1951 gepachtet. Die Grundfläche des Baues beträgt 8×5,50 m, Deckenhöhe 2,20 m ... die Kosten werden sich auf 1033,55 DM belaufen ..."

Richtfest: "... schwebte der Richtbaum ... waren Bretter zu langen Bänken zusammengeschoben ... und Hasso, unser immer eifrig tätiger Bauführer, sprach den Richtspruch und richtete Worte des Dankes und ernste Mahnungen zur weiteren Arbeitstätigkeit an uns alle ..."

"Nach 2½ Baujahren war es endlich so weit. An einem kühlen Novembertag versammelten sich im gemütlich durchwärmten Heim viele Gäste ... erfolgte unter den alten Wimpeln die feierliche Einweihung des Hauses."

Im *Herbst 1954* war der Horst in der glücklichen Lage, im Odenwald durch Michel eine Blockhütte zu entdecken und sie zu erwerben. Seit dieser Zeit verstreicht kein Wochenende, ohne daß nicht eine Gruppe zur Hütte fährt oder läuft, um hier, abseits vom großen Getriebe, ein paar stille Stunden zu erleben.

Heimbau an der Rosenhöhe

Einhunderteinunddreißig Sack Zement, fünfundvierzig Sack Kalk, sechstausend verschiedene Steine, Sand, Wasser. Was bedeuten sie für uns? Unser Horstheim an der Rosenhöhe!

Wenn es nur nach dem Material geht, aus dem das Haus gebaut wurde, so sieht das Werk sehr nüchtern aus. Aber ...

... Tausende Worte Schriftwechsel mit den Behörden, kein Tag ohne Telefonanrufe, Kalkulationen bis tief in die Nacht, erregte Debatten im Führerkreis, Resignation, Regen beim Mauern, Hitze, Kälte, Erschöpfung, Ärger ... das sind die unsichtbaren Bausteine und Mörtel, die keiner sieht, sie vielleicht ahnt, die in wenigen Jahren keiner mehr erkennt.

Warum erfolgte kein Schiffbruch? Weil ...

... wenige Kameraden zusammenhielten, bewiesen, was Einsatz, Zuverlässigkeit, Treue ihnen bedeuten! Harte Angriffe seitens besserwissender Geister, ja, Meinungsverschiedenheiten untereinander sie nicht vertrieben! Ferner Außenstehende uns mit Rat und, was besser ist, mit Tat zur Seite standen ...

Wie kam es zu dem Weg, ein neues Heim zu errichten, und wie sah er aus?

22. August 1956: *"Spätestens bis zum Zeitpunkt des Baubeginns eines ... ist das Heim zu räumen und abzureißen ..."*

"... eine sofortige Räumung durchzuführen, zu der Ihnen eine angemessene Frist zur Verfügung gestellt wird ..." (betrifft Heim im Herdweg).

25. Juni 1958: *"... wann eventuell mit dem Abbruch zu rechnen ist, um gegebenenfalls unnötige Kosten für Umbau und Ausgestaltung zu vermeiden ..."*

24. Juli 1958: *"... leider z. Z. noch nicht übersehen läßt, ob und wann das von Ihnen benutzte Bauwerk im Wolfskehlschen Garten beseitigt werden muß."*

"... in etwa drei Monaten erneut nach dem Sachstand bei uns anzufragen ..."

Uns war es zu unsicher, auf Abruf in unserem Heim zu bleiben. Eines Tages wären wir ja doch heimatlos. „Der kluge Mann baut vor.“

September 1958. Aus „Tannennadeln“ Nr. 1:

„Bereits vorigen Herbst stand es fest, daß unser Heim im Wolfskehlschen Park abgerissen wird, um einem Jugendpark nicht im Wege zu stehen. Viele Versprechungen seitens der Stadt beruhigten unsere Gemüter; denn wir sollten in diesem Park eine Ecke für unser Heim zugewiesen bekommen. Daraus ist aber nichts geworden. Eines der nächsten Projekte war ein Bauernhof auf der Flugwiese, sobald die Bauern umgesiedelt seien. Dieses Jahr erfolgte die Umsiedelung, aber das Haus wurde trotz unserem Bemühen abgerissen. Wieder war ein Plan ins Wasser gefallen. Dann wurde mit großem Tam-Tam verkündet, die Pfadfinder sollten den Hinkelsturm an der Stadtmauer zum Ausbau bekommen. Auch die Presse griff die Sache auf. In seiner Silvesterausgabe schrieb das „Darmstädter Tagblatt“ damals:

„Jugendheime kann es gar nicht genug geben. Die Pfadfinder von der ‚Hohen Tanne‘ hatten sich mit eigener Kraft und aus eigenen Mitteln eines im Wolfskehlschen Garten eingerichtet. Da traf sie die Nachricht, daß sie dort den Plänen der Stadt weichen müssen. Aber die Stadtväter wußten auch einen Ersatz zu schaffen.

„Wie wäre es denn mit dem Hinkelsturm an der Stadtmauer!“ schlugen sie vor, und die ‚Hohe Tanne‘ willigte

begeistert ein. Noch ist der Hinkelsturm nicht eingerichtet, aber wenn erst einmal die Pfadfinder sich dort eingenistet haben, dürften sie von allen anderen Jugendgruppen um ihr romantisches Heim lebhaft beneidet werden, sogar ein Schwimmbad und einen Sportplatz hätten sie in der Nähe. — Des hette sich die alte Hinkels-Gässler aach net träume losse —“ Soweit das Tagblatt“.

Nun, die anderen Jugendgruppen können das Beneiden vorerst lassen, und die alten Hinkelsgässler brauchen auch nicht zu träumen — 10 000 DM für den Ausbau aufzutreiben, ist auch kein Pappenstiel. Seit gut zwei Wochen nun verhandeln Hasso und Wolf mit Herrn Oberfinanzrat Lucius von der Großherzoglichen Vermögensverwaltung und haben dabei auch Erfolg gehabt. „Uns ist auf der Rosenhöhe ein kleines Fleckchen Erde zugesprochen worden, um hier unser Heim zu errichten. Nun hängt der Erfolg erstens ab von der Baugenehmigung, zweitens vom Geld, das wir auf alle Arten zusammenkratzen müssen, und nicht zuletzt von euch, liebe Kameraden, ob ihr mit Feuereifer bei der Sache seid; denn wo ein Wille ist, ist auch ein Weg!“ Soweit die „Tannennadel“.

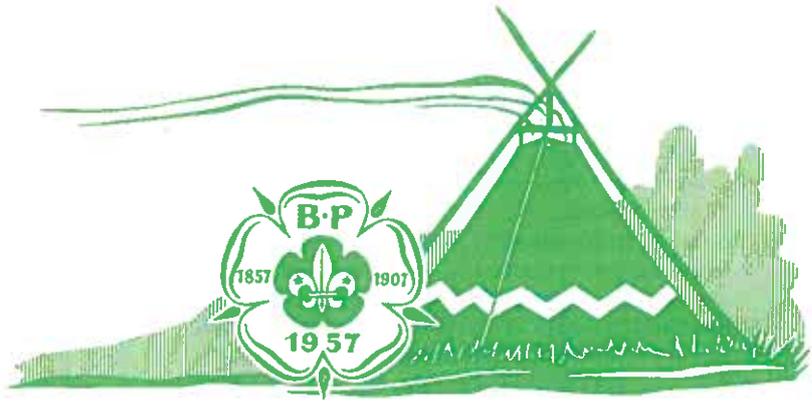
Die Möglichkeiten eines Zuschusses seitens Stadt und Land werden erkundet, Bettelbriefe geschrieben, eine Bausteinaktion bringt die ersten Grundlagen ein.

- 26. September 1958: Der Bauplan ist fertig gezeichnet.
- 25. November 1958: Einverständnis der Großherzoglichen Vermögensverwaltung zu unserem Vorhaben.
- 4. Februar 1959: „Darmstädter Echo“ berichtet von unseren Plänen.
- 27. Februar 1959: „Darmstädter Tagblatt“ berichtet.
- 5. März 1959: Grundsätzliches Einverständnis der Stadtbauverwaltung zu den Bauplänen.
- 9. April 1959: Bauantrag läuft unter der Nummer B-340/59 bei dem Bauaufsichtsamt. Ausschreibungen werden aufgestellt. Sie dienen als Grundlage der Finanzierung.
- 30. Oktober 1959: Antrag an das Land Hessen um Zuschuß von 7000.— DM, der bewilligt wird.
- 21. Dezember 1959: Fundamente werden gelegt. Die Nähe eines Brunnens läßt die Genehmigung unseres Heimbaues fraglich erscheinen, da eine Verschmutzung des Grundwassers befürchtet wird. Der Bau eines

70 m langen Kanals wird zur Bedingung gemacht. Trotz hoher Kosten müssen wir einwilligen.

- 10. April 1960: Bitte um Verlängerung der Abrechnungsfrist des Zuschusses an das Land Hessen.
 - 13. Mai 1960: Die Stadt Darmstadt gewährt uns einen Zuschuß von 6000.— DM.
 - 17. Juni 1960: Baubeginn unseres Heimes.
 - 15. Juli 1960: „... Sie werden hiermit aufgefordert, sämtliche Bauarbeiten auf dem genannten Anwesen sofort einzustellen und ...“
Für den Fall der Zuwiderhandlung ...“
Durch ominöse Verstrickungen war die Baugenehmigung noch nicht in unseren Händen.
 - 22. September 1960: Die Baugenehmigung ist endlich da!
 - 30. September 1960: Richtfest. Richtspruch:
„Das neue Heim ist aufgerichtet,
Gedeckt, verputzt ist es noch nicht,
Noch können Regen und Sonnenschein
Von oben und überall herein.
Doch was mit Mut und Fleiß begann,
Zum guten Ende führen kann.
Gab es auch manche Nuß zu knacken,
Manch Hindernis am Schopf zu packen,
Mit Freude rufen wir heut' aus:
Der Meister der Welt segne dieses Haus!
Die Fenster und Pforten soll er weih'n,
Daß nichts Unseliges komm' herein.
Ein guter Geist mög' darin wohnen,
und alle, die helfen, damit belohnen!“
 - 20. Oktober 1960: Nochmalige Bitte um eine Abrechnungsfrist.
 - 7. Dezember 1960: Rohbauabnahme.
 - 26. Januar 1961: Wiederum um Abrechnungsfrist gebeten.
 - 28. März 1961: Bauarbeiten im Wert von 26 673,24 DM abgeschlossen.
- Heimbau, ein abenteuerlicher Weg? Bei weitem gefehlt! Es ist ein unendlich nüchternes Unternehmen, das kaum einer Gruppe junger Menschen zugemutet werden kann. Nur der Bereitschaft einer Handvoll Führer und Freunde ist es zu danken, daß unsere Ideen Wirklichkeit wurden. Möge das Heim zum Mittelpunkt unserer Pfadfinderarbeit, insbesondere unseres Horstes werden.

Werner



Siempre listo – Weest paraat – Sois pret – Ommer beret – Sii preparato – Be prepared – Vaer beredt – Allzeit bereit – Toujours pret –

In über 70 Sprachen der gleiche Wahlspruch.

Der Baum, den Baden-Powell mit dem ersten Lager 1907 gepflanzt hat, hat reiche Früchte getragen. In 87 Ländern der Erde bekennen sich heute 11 Millionen aktiver Pfadfinder und Pfadfinderinnen zur gleichen Idee. Ob schwarz, ob weiß, ob Inder, Franzose oder Engländer, alle haben sie ihr Leben unter das Pfadfinderversprechen gestellt. Man trifft Jungen in einem fremden Land, deren Sprache man nicht versteht, reicht sich die linke Hand zum Pfadfindergruß, und das Band ist geknüpft.

Doch drehen wir das Rad der Zeit zurück und verfolgen mit nüchternen Jahreszahlen den Werdegang, den das Pfadfindertum nahm.

1857 Robert Stephenson Smyth Baden-Powell wird am 22. Februar als 12. von vierzehn Geschwistern in London geboren.

1864 Der Vater stirbt, und deshalb obliegt der Mutter die ganze Fürsorge für die vielen Kinder.

1870 Robert, 13 Jahre alt, kommt in die Charterhouse-School, die sich in einer wildromantischen Gegend befindet. Durch seine Kameradschaftlichkeit ist er bei Mitschülern und Lehrern sehr beliebt. Er spielt Geige, Cello, Trompete und ebenso begeistert Theater, Fußball und Polo. Robert lernt Tiere beobachten, rauch-

Dufte!

Mitternacht war längst vorbei, als plötzlich unser Wachtposten ins Zelt gekrochen kam und uns aus dem Halbschlaf rüttelte. Da, endlich die ersten Aktionen von der Gegenpartei. Ob sie das „Bussard“-Zelt in der Fichtendickung aufspüren wird? Vor Kälte und noch mehr vor Angst schlotternd, hockten wir uns um unser Zelt, jeden Augenblick gewärtig, unser Lebensband von Geisterhand geraubt zu bekommen. Nichts rührte sich! Wir fingen schon an, innerlich den Wachtposten wegen seiner Ängstlichkeit zu beschimpfen. Doch da, ein Knacken im Busch, und — ein Geruch stieg uns in die Nase, der an gewisse Örtlichkeiten erinnerte. Unerklärlich, woher das kommen sollte. Erst der nächste Morgen brachte Aufklärung. Ali, Schleichposten der Gegenpartei, war in die Grube geraten, wohin man des Essens Gerippe trägt, und pirschte in unmittelbarer Nähe des Lagers vorbei. Dieses für ihn so schreckliche Erlebnis brachte uns durch die „eindeutige Wahrnehmung“ noch einen Pluspunkt ein. So geschehen im Vogelsberg-Lager 1951.

Werner

- freies Feuer machen und unternimmt Entdeckungsfahrten im Boot auf Flüssen und an der Küste entlang.
- 1876 Ende der Schulzeit und Eintritt in die Armee. Nach vier Monaten als 19jähriger Leutnant Versetzung nach Indien. Baden-Powell übt eiserne Sparsamkeit und kommt mit dem geringen Sold aus; er wird ein bekannter Späher.
- 1899 *Baden-Powell*, inzwischen Oberst, zieht in den Burenkrieg, erhält das Kommando über die wichtige Festung Mafeking. Er setzt Jungen als Späher und Meldefahrer ein, als es unter den Soldaten der belagerten Festung große Verluste gibt.
- 1900 Am 17. Mai gelingt die Befreiung, *Baden-Powell* wird „Held von Mafeking“ und als solcher von der Königin Victoria zum Generalmajor befördert. So ist er mit 43 Jahren der jüngste General, Ritter des Bathordens.
- 1903 Aus der Erfahrung von Mafeking heraus beschäftigt er sich jetzt mit Fragen der Jugenderziehung.
- 1907 Er führt das erste, 14 Tage dauernde Lager mit 26 Jungen auf der Insel Brownsea durch.
- 1908 Das Standard-Buch „Scouting for boys“ (Pfadfinder) erscheint.
- 1909 Die Pfadfinderbewegung verbreitet sich auch in den Nachbarländern: Kolonien, Dänemark, Deutschland. Im Kristall-Palast in London findet ein erstes Pfadfindertreffen statt. 11 000 Jungen und Führer sind anwesend. König *Eduard VII.* gewinnt Interesse an der Bewegung und verleiht *Baden-Powell* den Victoria-Orden.
- 1910 *Baden-Powell* nimmt seinen Abschied von der Armee, um sich ganz der Bewegung zu widmen.
- 1912 *Baden-Powell* heiratet *Olave St. Clair Soames*. Die Pfadfinderbewegung wird in der Schweiz und in Österreich gegründet.
- 1913 Eine Reise auf dem Festland führt *Baden-Powell* bis nach Rußland und dann weiter nach Amerika, Australien und Afrika.
- 1916 Gründung der Wolfs- und Pfadfinderinnenbewegung.
- 1919 Die Roverbewegung wird ins Leben gerufen.
- 1920 1. Weltpfadfinderlager (Jamboree) in Olympia bei London. Es wird noch in festen Unterkünften gewohnt. Es kommen 5000 Teilnehmer aus 34 Staaten.
- Baden-Powell* wird zum „Chief Scout of the World“ proklamiert.
- 1924 2. Jamboree bei Kopenhagen. Das erste Zeltlager. 5000 Jungen aus 37 Ländern.
- 1929 3. Jamboree in Birkenhead/England mit 50 000 Pfadfindern aus 70 Ländern. *Baden-Powell* wird in den Adelsstand erhoben (*Lord Baden Powell of Gilwell*) und erhält die höchste pfadfinderische Auszeichnung, den Silberwolf.
- 1931 1. Rovermoot in Kandersteg.
- 1933 4. Jamboree in Gödöllö/Ungarn mit 25 000 Pfadfindern aus 55 Nationen. Die deutschen und italienischen Pfadfinderbünde werden unter dem Druck der Regierung zwangsweise aufgelöst.
- 1935 2. Rovermoot auf der Insel Ingarö/Schweden.
- 1937 28 000 Pfadfinder aus 53 Staaten sind beim 5. Jamboree in Vogelenzang/Holland zum letztenmal mit dem Gründer der weltweiten Bewegung vereint, der sein 80. Lebensjahr erreicht hat.
- 1941 Am 7. Januar stirbt in Nyeri (Kenya) der 83jährige *Baden-Powell*.
- 1945 In Deutschland, Österreich und Italien leben die Pfadfindergruppen wieder auf und finden sich bald zu Bünden zusammen.
- 1947 40 000 Pfadfinder aus 55 Nationen nehmen am „Friedens-Jamboree“ in Moisson/Frankreich teil. Das erste Jamboree ohne *Baden-Powell*.
- 1949 Der „Ring deutscher Pfadfinderbünde“ wird durch die drei Bundesführer des BDP, der CP und der DPSG in Deutschland gebildet. Das 4. Rovermoot findet in Skjak/Norwegen statt.
- 1950 Der „Ring deutscher Pfadfinderbünde“ wird in die Internationale Konferenz und damit in die internationale Pfadfindergemeinschaft aufgenommen.
- 1951 Österreich ist Gastgeber zum 7. Jamboree in Bad Ischl für 16 000 Pfadfinder, darunter zum erstenmal 750 deutsche. Die Internationale Konferenz tagt in Salzburg, an der zum erstenmal auch die deutschen Bundesführer teilnehmen.
- 1955 8. Jamboree in Kanada.
- 1957 Jubiläumsjamboree in England, gleichzeitig Rovermoot und Indaba.
- 1959 Jamboree auf den Philippinen. (Aus: *Jungenleben*)

Für uns Pfadfinder gewinnen somit Auslandsfahrten noch besonders, wenn wir die internationale Bruderschaft erleben können. Wir wollen deshalb noch von Fahrten und Erlebnissen berichten, wo wir Pfadfinder trafen, wo die Idee Wirklichkeit wurde.

Wolf

Horstlager 1956 am Lac de la Maix, Vogesen:

Ohne daß wir es vorher gewußt hatten, befinden sich in einem Umkreis von 40 km 10 Pfadfinderlager mit Jungen aus Paris, Algier, Österreich, der Schweiz, Metz und anderen französischen Städten. So nimmt es nicht wunder, daß wir jeden Abend Jungen aus einem anderen Land zu Gast bei uns am Feuer hatten.

Zum besonderen Erlebnis jedoch wird das Treffen mit 40 Pfadfindern aus Algier. Um 17 Uhr kommen zunächst fünf Führer, um gemeinsam neue Lieder zu lernen. Ganz überrascht und begeistert sind sie dabei von unseren Gitarren, die sie bis dahin nicht kannten. Zwei Stunden später erscheint das „Fußvolk“ und nimmt im großen Kreis mit uns Platz.

Unsere höfliche Frage, ob sie schon zu Abend gegessen hätten, beantworteten sie zu unserer bösen Überraschung mit nein. Da heißt es den Kaffee noch etwas strecken, die Brotscheiben dünner schneiden. Es reicht!

Lieder und Spiele wechselten einander ab, schnell verfliegt die Zeit. Schließlich gehen wir hinunter zum See, wo wir uns eine besondere Überraschung ausgedacht haben. Eine Leuchtrakete wird abgeschossen, sobald sie ins Wasser taucht, schlagen Flammen aus vier Holzstößen, die wir um den See aufgebaut haben, dann lösen sich zwei Schwimmer mit brennender Fackel vom Ufer, um den großen Holzstoß, den wir in der Mitte auf einem Floß errichtet haben, zu entzünden.

Ein großer Abend ist vorbei.

Wolf

Ein Zusammentreffen mit griechischen Pfadfindern

Sengende Hitze lastet flimmernd auf dem ausgedorrten Land. Ein alter Bus bringt mich nach Aghios Anthreas, nicht weit von Marathon entfernt. Dort befindet sich ein Lager der Soma Proskopon Ellinon (Bund griechischer Pfadfinder). Mit einem Ruck hält der Bus an, ich vergewissere mich noch einmal, ob ich wirklich in Aghios Anthreas bin und mache mich auf den Weg zum Lager, der durch Hin-

weisschilder gut gekennzeichnet ist. Wie überall in Griechenland als Xenos, als Gast, empfangen. Hier allerdings ist die Freude besonders groß, ein deutscher Pfadfinder in einem griechischen Lager, das kommt nicht alle Tage vor. Mit dem Leiter gehe ich zunächst einmal durch das Lager. Drei große Sippenzelte stehen im Schatten niedriger Kiefern, geschützt vor allzu starker Sonne. Schließlich zieht der Lagerführer eine Trillerpfeife aus seiner Tasche, läßt sie dreimal ertönen, und in wenigen Augenblicken sind die Sippenführer zur Stelle. Ich werde noch einmal kurz vorgestellt, dann setzen wir uns in einem großen Kreis zusammen, um uns zu unterhalten. Nach einer halben Stunde geht es zum Baden. Geordnet in Dreierreihen und im Gleichschritt marschieren die Jungen zum Strand. Ein feiner heller und sauberer Sand und das blaue Mittelmeer lassen die Hitze gut ertragen. Nach dem Baden nehmen wir gemeinsam an einem selbstgezimmerter Holztisch Platz, um zusammen zu essen. Es gibt ein Fischgericht und zum Nachtisch die so erfrischenden Zucker- und Wassermelonen.

Jetzt wird vom Lagerführer eine dreistündige Lagerruhe angeordnet, denn die Temperatur läßt keine Beschäftigung zu. Nun habe ich aber Zeit, mich mit dem Lagerführer zu unterhalten. Der Soma Proskopon Ellinon wurde bereits 1910 gegründet und umfaßt heute nahezu 50 000 Jungen bei ca. vier Mill. Einwohnern. Wer in Griechenland etwas werden will, muß bei den Pfadfindern gewesen sein, und das Pfadfindertum steht in der Öffentlichkeit in großem Ansehen. Zum Unterschied von uns in Deutschland ist es jedoch ganz nach der internationalen (englischen Form) aufgezogen. Die Gruppenfahrt kennt man überhaupt nicht, im Sommer gehen die Jungen in ein feststehendes Lager. Zwei Sippen mit je neun Jungen sind in einem Trupp zusammengeschlossen, der von einem älteren Pfadfinderführer geleitet wird. Bemerkenswert ist auch, daß vom Feldmeister (älterer Führer) verlangt wird, daß er seine zweijährige Wehrpflicht abgeleistet hat.

Nun, vor lauter Erzählen merke ich gar nicht, daß die Sonne schon gesunken ist und vom Meer ein erfrischender Wind kommt.

Nach dem Abendessen versammeln sich sämtliche Lager Teilnehmer zu einem kurzen Gebet, anschließend wird die griechische Nationalhymne gesungen.

Zum Abschluß findet ein großes Lagerfest statt. Um einen großen Holzstoß versammeln sich etwa 200 Jungen. Eröffnet wird der Abend von einer Gruppe, die die Sage vom Prometheus bringt. Daran schließen sich Lieder und Sketche an. Besonders gefällt mir, als eine Gruppe griechische Volkstänze aufführt. Das Feuer ist heruntergebrannt, wir versammeln uns schließlich zum Schlußkreis. Götz

Ein Brief

Freiburg i. B., den 25. 3. 61.

Ich gratuliere dem Horst Hohe Tanne zu seinem fünfzigjährigen Bestehen und bedauere sehr, daß ich die Fünfzigjahresfeier nicht miterleben kann.

Meine erste Begegnung mit dem Horst liegt etwa drei Jahre zurück. Als ich in der Ernst-Ludwig-Kaserne in der Eschollbrücker Straße meine Wehrdienstzeit absaß, stand ich eines Tages ratlos im Gassenwirrsal der Frankfurter Altstadt. Ein Junge, der eine Pfadfinderlilie trug, zeigte mir freundlich den Weg. Ich entschloß mich nachzufragen, ob es auch in Darmstadt eine Pfadfindergruppe gebe. Der Direktor des Amerika-Hauses schlug vor, mich mit Wolfgang Grimm, dem damaligen Horstfeldmeister, in Verbindung zu setzen. Wolf hat es mir ermöglicht, immer wieder während meiner Dienstzeit mit dem Horst zusammenzukommen und etwas Schönes zu erleben. Bei dem eintönigen Soldatenleben war das eine höchst willkommene Zerstreuung — aber viel mehr als das. Da ich zur gleichen Zeit Mitglied des amerikanischen Pfadfinderkomitees in Darmstadt war, hatte ich die Möglichkeit, das deutsche Pfadfindertum unmittelbar mit dem amerikanischen zu vergleichen. Die Redaktion hat mich gebeten, meine Eindrücke aus jener Zeit kurz niederzuschreiben.

Zuerst möchte ich folgendes besonders hervorheben: das Welt-Pfadfindertum ist eine Jugendbewegung. Ihre grundlegende Einheit drückt sich im Pfadfinderversprechen und Pfadfindergesetz aus sowie im Wahlspruch der Bereitschaft und in der täglichen guten Tat. Jeder Pfadfinder soll sich bei jeder Pfadfindergruppe in der ganzen Welt geistig zu Hause fühlen. Das war durchaus meine Erfahrung beim Horst Hohe Tanne. Im einzelnen aber sind die verschiedenen nationalen Pfadfinderbünde ihre eigenen Wege gegang-

gen. Wie sieht der Bund Deutscher Pfadfinder und speziell der Horst Hohe Tanne vom amerikanischen Standpunkt aus? Ich erledige zuerst kurz das Negative:

Die konfessionelle Spaltung der deutschen Pfadfinderei empfinde ich als ein ganz großes Minus. Aber der BDP als nichtkonfessioneller Bund ist sicher nicht schuld daran.

Meine positivsten Eindrücke vom Horst Hohe Tanne sind das Bewußtsein, der Geist und die Unternehmungslust der einzelnen Sippen. Die großartigen Leistungen vieler dieser Sippen sind sicher dem großen Gewicht zuzuschreiben, das der Horst auf die Ausbildung der Sippenführer legt. Eine intelligente, verantwortliche und gut ausgebildete Sippenführerschicht ist die unbedingte Voraussetzung einer erfolgreichen Pfadfinderei. Für die Sippenführer und ihren Nachwuchs zu sorgen, ist die höchste Aufgabe der höheren Führerschaft.

Auch als erfreulichen Gegensatz zu amerikanischen Verhältnissen empfinde ich die Beständigkeit der deutschen Pfadfindergruppen — eine Beständigkeit, die es dem Horst Hohe Tanne ermöglicht, jetzt sein fünfzigjähriges Jubiläum zu feiern — eine Beständigkeit, die es ihm ermöglicht, Immobilien zu erwerben und ein eigenes Heim zu bauen.

Ich könnte von den positiven Eindrücken aus meiner Darmstädter Zeit eine sehr lange Liste niederschreiben, aber ich ziehe es vor, diesen Bericht mit ein paar Vorschlägen für die Zukunft zu schließen.

In Darmstadt leben immer noch einige hundert junge Leute in der amerikanischen Siedlung, die der vielen guten Möglichkeiten für Jugendlätigkeit in Darmstadt und Deutschland meist völlig unbewußt sind. Ich weiß, daß der Wille, diese Chancen auszunützen — besonders von der Seite der Eltern — nicht immer gegeben ist. Aber von deutscher Seite soll die Hilfsbereitschaft nie fehlen und kein Versuch unterlassen werden, der die Beziehungen dieser jungen Leute zu ihrer deutschen Umwelt normaler gestalten könnte. Der Elternabend in der amerikanischen Siedlung 1959 war ein Schritt in dieser Richtung.

In großen Ländern wie den Vereinigten Staaten, Kanada und Indien leben Tausende von Pfadfindern, die nie einen ausländischen Pfadfinderbruder gesehen haben. Damit die internationale Bedeutung der Pfadfinderei auch für diese Jungen lebendig wird, braucht man die Hilfe der Pfadfinderbrüder aus anderen Ländern. Viele dieser Jungen wür-

den gerne mit ausländischen Pfadfindern Briefe wechseln, Bilder und Erlebnisse von Fahrt und Lager austauschen.

Ich glaube fest, daß die Pfadfinderbewegung in der Zukunft eine noch viel größere Bedeutung für die Völkerverständigung haben wird, als wir es uns heute vorstellen können. Ich bin sicher, daß der Horst Hohe Tanne auf diesem Gebiet wie auf anderen Gebieten noch größere Leistungen hervorbringen wird als zuvor.

Ich wünsche allen Mitgliedern des Horstes Hohe Tanne viele frohe und erfolgreiche Jahre im Dienst der Jugend und der Menschheit.

Gut Pfad!

Merle J. van Horne, Hawthorne, New Jersey, USA

Erinnerungen aus einem finnischen Pfadfindertag

Durch einen Bekannten haben wir, die Sippe Biber, die Adresse von Jaska, dem Pfadfinderführer von Kiukainen, erfahren. Wir folgen dann seiner Einladung und verbringen mit den Pfadfindern aus Kiukainen zusammen eine Woche in einem gemeinsamen Lager. Die herrlichen Tage vergehen wie im Flug, und zum Abschluß sitzen wir noch einmal in der Runde um das Lagerfeuer. Lieder erklingen, wir erzählen, bis Jaska zum Schluß das Wort ergreift:

„Liebe Pfadfinderkameraden!

Wenn wir jetzt an diesem letzten Abend hier an dem Lagerfeuer sitzen, möchte ich euch paar Wörter aussprechen. Wir haben wirklich echte Pfadfinderkameraden von Deutschland als Gäste annehmen dürfen. Ihr habt uns sehr gut mit eurem aufrichtigen, freundlichen und kameradschaftlichen Benehmen gefallen, und ihr habt uns so manche schöne Lieder gesungen. Obwohl der Anfang zuerst bißchen schlecht aussah mit dem Regen und Sturm, so hoffe ich doch, daß die anderen Tage mit schönem Sonnenschein hier auf dieser Gottes wunderschönen Insel euch ein unvergeßliches Erlebnis gebracht haben. Ich hoffe auch, daß die Fahrt zu die Stadt am Montag euch sehr gefallen hat. Wir haben leider nichts Besonderes vorbereitet, aber das bißchen, das ihr bekommen habt, ist von ganzem Herzen gekommen. Es freut uns sehr, daß wir euch gerade in diesem Festjahr (Anm. nicht das von Darmstadt) annehmen dürften und konnten hier auf unserem Jamboree gleichzeitig die deutsche und die finnische Fahne hochziehen. Ihr habt wirklich aus unserem Lager ein Festlager gemacht,

wovon wir euch alle sehr dankbar sind. Meine Jungen hier sind alle noch sehr jung, obwohl unser Horst schon fast 40 Jahre besteht. Wir hoffen aber alle, daß es euch doch gefallen hat, hier mit uns zu sein, und hoffen auch, daß ihr weiterhin noch schönes Wetter und gute Reise habt, wenn ihr in unserem Vaterland noch weiterfahren.

Wir werden alle den Pfadfinderweg noch wandern, bis wir alle gemeinsam im Himmelhaus am Lagerfeuer sitzen dürfen. Es wird aber der liebe Gott uns ein Wiedersehen noch schaffen, damit wir noch zusammen an diese erlebte schöne Stunden denken können.

Meine Hoffnung ist, daß wir alle in Briefwechsel bleiben, und ich wäre noch sehr dankbar, wenn jeder von euch ein eigenes Bild mit der Name zu mir senden möchte. Wir möchten als Erinnerungsgabe den Zeichen von den Pfadfindern in Kiukainen geben, und wir freuen uns sehr, daß wir jetzt Pfadfinderkameraden in Deutschland haben.

Wenn wir nun morgen dies Lager abbauen und das letztmal die Fahne runterziehen, machen wir es mit Dankbarkeit zu unserem Vater im Himmel, weil Er uns diese unvergeßlichen Stunden geschenkt hat, und wir wünschen euch alles Gute. Ich nehme fest an, daß wir alle in unseren Gedanken noch manchmal diese zwei Fahnen aufziehen, und wir wollen alle den Weg Baden-Powells wandern und immer bereit sein. Ich frage meine Brüder, seid ihr bereit?"

Jaakko Karta („Jaska“)

Jaska, der übrigens Direktor der dortigen Volksschule ist, hat uns auf unseren Wunsch seine Rede schriftlich mitgegeben.

Menschen hinter Gittern

Eine kleine schwedische Stadt. Samstagabend 23 Uhr. Nach vielen Mühen war es uns gelungen, einen Fahrradhändler aufzutreiben, der bereit war, drei defekte Tretmühlen zu reparieren. Dadurch war es so spät geworden. Wo sollen wir eine Unterkunft finden? Volker kommt auf die Idee, einmal beim Freund und Helfer, der Polizei, nachzufragen. Als er zurückkommt, ruft er schon von weitem: „Mensch Kerle, das gibt eine tolle Nacht! „Wieso, warum?“ „Kommt nur mit!“ Es stellt sich heraus, daß im Gefängnis gerade zwei Untersuchungszellen frei sind, so daß wir diese Nacht in einem eigenen Bett verbringen können.
Wolf

DARMSTÄDTER SPEZIALITÄTEN

Es wird bei uns im Bund immer wieder von einzelnen nach einer „strafferen Organisation“ gerufen, weil sie in der großen Selbständigkeit der einzelnen Gruppen eine Schwäche sehen. Natürlich liegt darin die Gefahr, daß die einzelnen Stämme zu sehr auf den Führer ausgerichtet sind und mit ihm stehen und fallen. Die Stärke dieses Systems zeigt sich aber in der Vielzahl von Wegen und Möglichkeiten, die von den einzelnen Gruppen gefunden werden. So erklärt es sich, daß fast jeder Stamm etwas anders geartet ist.

Bei uns in Darmstadt haben sich im Laufe der Zeit eine Reihe von Spezialitäten herauskristallisiert, die typisch für unsere Arbeit und vielleicht auch für unsere Zusammensetzung sind. Sie sollen deshalb in diesem Heft einmal zusammengetragen werden.

Amateurjournalismus ist ein alter Sport des Horstes, so alt wie dieser selbst. So vergeht kaum ein größeres Lager, ohne daß seine Erlebnisse und Eindrücke in einer Lagerzeitung festgehalten werden.

Rehbacher Echo 1949, Alpen-Echo 1950, Schwarzwald-Echo, Ober-Mooser Echo, Vogesen-Echo, Jamboree-Echo, Bula-Echo usw. Alle diese Titel sind Ergebnisse unseres Hobbys, das sich durch so lange Jahre gehalten und in letzter Zeit gar die regelmäßig erscheinende Tannennadel hervorgebracht hat.

Über ihren Sinn ist schnell etwas gesagt: sie sind der Spiegel eines jeden Lagers, und da jeder Teilnehmer eines besitzt, kann er auch in späteren Jahren nachlesen, wie es war.

Viele Echos ahmen die Aufmachung einer Tageszeitung nach, man findet Spalten wie „Politik“, „Ausland“, „Wirtschaft“, „Lokales“, „Feuilleton“, „Sport“, „Annoncen“.

Wenn man aber unter Annoncen die „Ideale Lösung des Heiz- und Kochproblems“ findet, welches verkündet, daß „System Darmstadt“ Kochen eines Liters Wasser in drei Stunden garantiert, so wird klar, daß sich diese Echos den speziellen Problemen eines Lagers widmet.

Unter der Spalte „Politik“ wird der erstaunten Leserschaft folgendes mitgeteilt:

Aus dem *Nieder-Mooser Echo*: „Süßigkeiten heilen Meuterei“. Laut neuesten Meldungen soll gestern früh eine Meuterei im Lager entstanden sein. Etwa zwei Drittel der Lagerangehörigen haben sich geweigert, sich den Strapazen eines Gebirgsmarsches auf den Hoherodskopf auszusetzen. Einige seien sogar aus Angst vor kommender



Schwäche erkrankt, andere hätten sich in Wutanfällen auf dem Boden gewälzt. Dem Häuptling sei es aber gelungen, der Situation Herr zu werden. Er teilte nämlich an jeden, der mitwollte, eine Keksration aus. Der Erfolg war verblüffend. Die Kranken genasen, und die Wutentbrannten wurden friedlich. Die Exkursion verlief wie vorgesehen.“ In der Regel werden die Fahrtenzeitungen zu Hause zusammengestellt und gedruckt. Dramatisch wird die Sache, wenn die Zeitschrift gleich am Ende eines Lagers herausgegeben wird, wie Ostern 1957. Da kommt es denn vor, daß man als letzte Meldung der Redaktion auf der letzten Seite findet:

„Die Druckerei arbeitet in Akkordeinsätzen unter Zuhilfenahme von Feuer zur Verflüssigung der Druckerschwärze.“ Aber gerade dadurch erhält das Blatt seinen Wert, Tippfehler und sonstige Mängel pflegen geneigte Leser denn auch nachzusehen. Axel

Ein dreifaches Helau — Karneval im HoHoTa

Jürgen war vor zwei Jahren auf die glorreiche Idee gekommen, dem Prinzen Karneval Tür und Tor zu öffnen. So fand in der Kampagne 1959 zum erstenmal ein Fastnachtstreiben in unserem Heim statt. Aber, eine Schwalbe macht noch keinen Sommer und ein närrischer Nachmittag noch keinen Karnevalsverein.

1960 dann wurde die Sache von langer Hand vorbereitet, und entsprechend hoch gingen auch die Wogen der Begeisterung. So berichtet denn Pimm in der *Tannen-Nadel* von diesem Vergnügen:

„Weibliche Akelas im Horst?“

„Hier gibts was zu gewinnen! Das Glücksrad! Hier können Sie endlich Ihre Groschen loswerden! Immer nur her, wer will noch mal, wer hat noch nicht?“ Es wollten alle noch mal, obwohl sie schon oft hatten: Chinesen, Cowboys, kleine Mädchen, Kosaken, Lumpen und eine Masse anderer verkleideter Moosrobber versuchten ihr Glück. Neben dem Glücksrad galt es, Stecknadeln mit drei (bitte nicht zu wuchtigen!) Hammerschlägen ins Holz zu jagen. Als Preise winkten Drops, Kekse, Schokolade, Coca-Cola. Einsatz: 1 Spielmarke, von denen vorher eine Menge unters Volk gebracht worden war. Doch besonders umlagert war der Stand, an dem Bälle einem Pappgesicht in Mund und Augen geworfen werden mußten: bonbonschwer zogen hier die



trefflichen Kunstschützen ab. Dazwischen sah man zwei „echte“ Pfadfinder: unter den Klängen des Liedes „Mein Vater war ein Wandersmann“ traten Wolf und Jens auf in langer Unterhose und Unterhemd, darüber Lederhose, Koppel, Halstuch und Scouthut, ohne blaues Hemd, dafür aber an Hose und Affen reich mit BDP-Fähnchen versehen. Im Affen waren deutlich sichtbar, zum Vorbild für alle Jungen, die wichtigsten Ausrüstungsgegenstände angebracht: klar, daß auch die praktische 1000-Blatt-Rolle dabei war. Sie erzählten von der letzten großen Trampfahrt: „... ei un wie do in dem Mercedes so langsam de Kamemberd ausgelaufe is un des so gestunge hot, do haw isch gesacht: äwe isses awwer Schluß, haw isch gesacht, lieb Fraasche, in soome stingische Karrn dun mer nett weider foarn“, und so ging es weiter, zwischendurch ein kräftiger Schluck, und jeder spürte sofort einen Hauch echter Großfahrt, so, wie sie sein soll.

Doch nun zu den einzelnen Masken: die große Neuerwerbung war Erna mit dem holden Lächeln, umworben von den Stafüs. Dem Vernehmen nach ist sie verzweifelt auf der Suche nach einer Wölflingsmeute. Als alle Spielmarken eingesetzt und die Preise gewonnen waren, ging es zur Prämierung der besten Kostüme. Vor der Jury — Stafüs + Erna + Arnold — paradierten 40 Kostüme, sechs kamen in die engere Wahl, und als Sieger durfte das stattliche Baby Kili drei Flaschen Cola in sein Strampelhöschen stecken. Zwei bekam die Indianersquaw Mauli mit dem Sackkleid (im wahrsten Sinne des Wortes), und die letzte Flasche staubte Maler Rubby ab. Daneben waren noch der gestiefelte Kater Stephan, der Chinamann Klaus und das Hulamädchen in die engere Wahl gekommen. Ich glaube, daß bei diesem schönen Nachmittag alle auf ihre Kosten kamen außer dem Horstkassenwart, der mit gerunzelter Stirn die Kosten dieser Prasserei berechnet.“ Daß es natürlich in diesem Jahr noch toller werden mußte, versteht sich von selbst. Durch einen Bekannten bekamen wir ein Verbindungshaus zur Verfügung gestellt. Ab morgens 9 Uhr wurde eifrig dekoriert. So entstanden Hafenkneipe, eine dezente Bar und manch verschwiegene Ecke. Das große Problem bestand nur darin, am Nachmittag dem Volk, den Scheppen, wie es so schön hieß, gerecht zu werden und am Abend die ganze Anlage für die älteren Sippenführer, Stammesführer und Rover auf Vordermann zu haben.

Um 15.11 Uhr begann das bunte Faschingstreiben für die Jüngeren nach bewährtem Schema. Kaum waren sie jedoch weg, da begann ein emsiges Treiben. Die als Colastand getarnte Bar wurde ihrer Bestimmung zugeführt, die Zensur für die Filmplakate fiel, der große Raum wurde aufgeteilt, um der Vermassung entgegen zu können, die elektrische Beleuchtung wurde geschwächt ...

20.11 Uhr ging es dann los, 21.11 Uhr ging es bereits rund. Es bedurfte kaum der neckischen Spiele und der Büttensrede, um alle 50 Fastnachter und -innen in Schwung zu bringen. Besonders umlagert war natürlich die Bar, hatten wir einmal in einem ehemals Aktiven einen genialen Barkeeper erwischt, so nutzte zum andern jeder die Gelegenheit aus, Schnaps, Likör und Weinbrand zum Einheitspreis von 40, Cola 30 Pfennig und das Bier für 50 Pfennig trinken zu können. Außerdem gab es noch Gurken, das Stück für einen Groschen. Nachdem um 1.30 Uhr die Unkosten für die Getränke hereingekommen waren, gab es die Reste sogar kostenlos. In diesem Augenblick zeigten sich die Herren natürlich von ihrer großzügigsten Kavaliersseite. Es war 3 Uhr vorbei, als wir schließlich das Feld räumten. Und im nächsten Jahr? Da gibt's wieder eine Mordsgaudi

Wolf

Ein Pfadfinder ist hilfsbereit!

Der Pfadfinder ist durch sein Versprechen verpflichtet, jederzeit und allen Menschen zu helfen. Diese Hilfsbereitschaft kommt nicht allein denen zugute, die Hilfe benötigen, sondern sie fließt in reichem Maße wieder auf den Helfer zurück. Welch beglückendes Gefühl, wirklich helfen zu haben. Unseren Buben öffnet sich Auge und Herz für den Mitmenschen, seinen Bruder, er bezieht *seine* Stellung in einer Welt, in der Selbstsucht und Materialismus zu triumphieren scheinen.

Es war wieder einmal an der Zeit, frischen Wind in den Horst „Hohe Tanne“ zu bringen. Eines Tages meinte Ekkehard: „Wir machen eine Briefkastenaktion.“ Die Vorbereitungen waren schnell getroffen, ein Kasten wurde gezimmert und am Schloßportal aufgehängt. Sodann wurden die Darmstädter Zeitungen von unserem Vorhaben, alten und bedürftigen Menschen zu helfen, in Kenntnis gesetzt. Unsere Aktion, die einen rein örtlichen Charakter haben sollte, fand ein weites Echo. Viele deutsche Zeitungen übernahmen die Darmstädter Pressenotizen im vollen Wortlaut

und gaben ihre eigenen Kommentare dazu. Dies hatte zur Folge, daß wir nicht nur aus dem Briefkasten am Schloß täglich neue Bittgesuche entnehmen konnten, wir wurden auch aus anderen Teilen Deutschlands angeschrieben und um Hilfe gebeten. Unsere Jungen haben sich damals mit viel Begeisterung in die Arbeit gestürzt. Es wurde getan, was nur irgend getan werden konnte. Wir mußten noch die Pfadfinderinnen und manchen anderen Helfer bitten, mitzutun, um alles zu schaffen.

Neben Kohlentragen, Holzhacken, Teppichklopfen, mußten Zimmer und Treppenhäuser gereinigt werden. In einigen Fällen mußte für Kranke eingekauft und gekocht werden. Eine gelähmte, völlig alleinstehende Frau wurde monatelang zweimal am Tag von uns versorgt. An auswärtige Bittsteller wurden Pakete mit Bekleidung und Lebensmitteln verschickt. Es soll nicht verschwiegen werden, daß man in einzelnen Fällen die Hilfsbereitschaft unserer Jungen auszunutzen versuchte. Diese wenigen Fälle wurden aber schnell erkannt und die Hilfe eingestellt.

Unsere Briefkastenaktion ist mehrere Winter durchgeführt worden. Erst als durch die allgemeine Besserung der Wirtschaftslage und dem Bau von Altenpflegeheimen die Bittgesuche seltener wurden und schließlich fast ganz ausblieben, wurde die Aktion in dieser Form eingestellt.

Im Winter 1959 habe ich alle Darmstädter Pfadfinder und ihre Freunde nochmals aufgerufen zu einer Paketaktion für zurückgebliebene deutsche Familien in den Ostgebieten. Wieder haben unsere Jungen bewiesen, daß sie bereit sind zu helfen, wenn man sie darum bittet. Es konnten 25 große Wäsche- und Verpflegungspakete an diese notleidenden Menschen auf den Weg gebracht werden. Alle Sendungen sind gut angekommen, und gibt es einen schöneren Dank als diese Zeilen einer Mutter, die uns schreibt: „Als ich die Nachricht erhielt, daß ihr mir ein Paket schickt, mußte ich anfangen zu weinen und dachte mir, haben sie mir doch meine Bitte erfüllt. Das Paket habe ich schon bekommen, und ist die Freude für uns alle sehr groß. Jetzt sind die Kinder für den Winter und Sommer bekleidet.“

Hasso

Bilder, Bilder ...

Erregendes Marokko. Durch das Land der Rebellion. Finnland, das Land, das Du nicht vergißt. Vom Atlantik zum

Pazifik, 20 000 km durch Amerika. Werbeslogans eines Reisebüros? Nein, Themen öffentlicher Farbbildervorträge, zu denen wir, der Horst Hohe Tanne, in loser Folge einladen.

Heute setzt sich die schöne Sitte immer mehr durch, die Fahrten, Lager und sonstige bedeutende Ereignisse im Dia festzuhalten. Dann wird aber meist der große Fehler begangen, mit der farbigen Pracht einen ganzen Elternabend auszufüllen. Er läuft nach erprobtem Muster ab. Kurze Begrüßung, ein Lied, dann wird der Saal verdunkelt, 200 Dias rauschen an den Eltern vorbei, ein Lied zum Abschluß, Ende. Dabei geht aber der eigentliche Sinn des Elternabends völlig verloren, einen persönlichen Kontakt zwischen den Eltern und den Gruppen zu schaffen. Außerdem wird das ganze Programm von wenigen getragen und liefert keinen Querschnitt durch die Sippenarbeit.

Wir selbst machten auch zuerst diesen Fehler, bis wir erkannten, daß dem Farbdiaavortrag eine ganz andere Aufgabe zukommt. Er bietet nämlich die ausgezeichnete Gelegenheit, der breiten Öffentlichkeit einen Einblick in unser Tun zu geben. Wir können zeigen, wie und warum wir ins Ausland fahren.

Außerdem stellt ein intensiv vorbereiteter Vortrag eine gute Aufgabe für die Gruppe dar. Da gilt es einmal, die Werbung aufzuziehen, zum anderen, den Vortrag selbst aufzubauen. Die ganze Fahrt wird aufgeteilt, so daß jedem der Gruppe ein Stück zufällt. Dadurch gewinnt der Abend sehr an Abwechslung, außerdem schulen sich die „Referenten“ im freien Sprechen.

Einen wesentlichen Punkt des Vortrags stellt die musikalische Untermalung dar, teils mit Volksmusik, teils mit selbstgesungenen Liedern. Sie müssen jedoch auf Band aufgenommen werden, damit man die Tonhöhe und Stärke regulieren kann.

Doch nun zur Werbung. Von ihr hängt Erfolg oder Mißerfolg ab. Auch hier haben wir mit der Zeit ein System entwickelt, das sich als sehr erfolgreich erwiesen hat. Wir gingen davon aus, mit Plakaten in den Schulen und in den Buchhandlungen die nötige Aufmerksamkeit zu erwecken. Dabei verfertigen die künstlerisch Begabten im Horst in mühevoller Kleinarbeit 10—12 Plakate.

Davon nahmen wir aber bald Abstand, um zu einem halbmechanischen Verfahren überzugehen. Mit einer Schablone

gelang es uns, mit 8 Jungen in 3 Stunden 60 Exemplare herzustellen. Sie wurden dann in der Stadt an markanten Punkten angeklebt. Dabei stellte sich heraus, daß diese Zahl für eine wirkungsvolle Reklame nicht genügt. Also, eine noch höhere Auflage. Nach einem sehr guten Verfahren können wir bei einem Bekannten Vervielfältigungen in Din A 4 machen, so daß es kein Problem darstellt, 1000 Stück zu erhalten.

700 davon wurden 5 Tage vor dem Vortrag zwischen 21 und 23 Uhr von drei Klebkommandos über die ganze Stadt verteilt. Die restlichen 300 Exemplare schickten wir an Eltern und Bekannte der Pfadfinder. Nach diesem Rezept war unser letzter Vortrag mit 300 Besuchern mehr als ausverkauft. Außerdem sprang ein Reingewinn von 160 DM heraus. Seit dem ersten Farbdiaovortrag, mit dem wir auch noch ein Elternabendprogramm ausfüllten, haben wir inzwischen 12 Abende über die Leinwand gezogen. *Woll*

Schön war's doch . . .

Möge dieser Bericht bei uns Pfadfindern nicht als ein typisches Erlebnis, sondern als ein atypisches, als ein nicht zur Nachahmung empfohlenes Handeln eingehen.

Gewiß, es war eine schöne Sonnenwende, jene im Dezember 1956, aber es war zugleich auch eine schwer durchstandene Nacht vom 22. auf den 23. Dezember.

Es sollte gekohtet werden, wie es schon seit langem Brauch ist. Nun, der Himmel war uns nicht wohlgesinnt, es schauerte den ganzen Tag. Doch er sollte und durfte uns nichts anhaben, wir wollten es uns schon in unserer Kohte so gemütlich wie möglich machen. 1. Gebot: Es muß warm sein. 2. Gebot: Es muß genug zu essen vorhanden sein. Beginnen wir mit letzterem: alle mußten ausschwärmen, um die billigste Hammelkeule zu erwerben. Unser Jüngster machte einen Metzger aus, der uns das „edle“ Fleisch spießfertig zubereitete. Was die Wärme angeht, so gingen wir (oh, wie überlegen fühlten wir uns!) davon aus, daß alles im Holz im Walde nach dem tagelangen Regen durchnäßt sei und wir nur in beißendem Qualm versuchen konnten, die Nacht durchzustehen. Was ist in dieser Lage also besser als Briketts? (so dachten wir). Fast 1 Zentner kam zusammen. Doch wie sollten wir das und dazu noch Kartoffeln, Topf, Beil, Spaten, Zeltplanen, Gitarren, Affen usw. zum Steinbruch am Rücksbrunnchen transportieren? Natürlich mit Handwagen. Jedoch schneller gedacht als getan.

In der letzten halben Stunde vor dem Treffpunkt an der Molkerei klappte es. So zogen wir (so sanken wir halb hin) durch den Schlamm mit unseren beiden Karren. Wofür brauchten wir nur so viel für eine einzige Nacht? Das waren die Fragen und Gedanken der anderen Sippen. Na, wir wollten es ihnen allen zeigen.

Als das Sonnenwendfeuer nicht anbrennen wollte und immer wieder neue Klimmzüge machte, während die Meute wartete, mehr an das Feuer als an „Hohe Tannen“, aufgesagte Verse und Gebote und Sonnenwendrede dachte, eilten unsere Gedanken schon voraus in unsere vorgeheizte Kohte.

Endlich war es soweit, d. h., wir konnten uns zurückziehen. Aus dem Kohtenleben brauche ich Euch nicht zu erzählen, Ihr habt es oft genug miterlebt. Doch sicher wollt Ihr erfahren, wie uns diese Kohtennacht bekommen ist. Dicke verquollene Augen, das war zu erwarten. Aber daß kaum einer sprechen konnte, das lag außerhalb unserer Erwartungen. Doch auch damit hätten wir uns zufrieden gegeben. Uns allen aber drehte sich alles vor Augen, jedem war so schlecht, daß wir wünschten, schon zu Hause zu sein. Unser Zustand war erbärmlich. Unsere beiden Jüngsten (wer kannte sie damals nicht: die *kleinen* Schepps) sahen mit-leiderregend aus. Was war nur in uns hineingefahren? Ein Arzt stellte es noch am selben Tag fest: es war eine Vergiftung, hervorgerufen durch das Kohlenoxyd der Briketts, das wir im Laufe der Nacht eingeatmet hatten.

Das sei aber die Lehre aus dieser Nacht. Bleibt beim Holz auch wenn es Euch vor lauter Qualm aus der Kohte treibt oder friert lieber, verwendet aber keine Kohlen und Briketts.

Gewiß, es war eine harte Nacht, und wir „opferten“ uns um Euch vor künftigen Unheil zu bewahren, jedoch: Schön war's doch!

Adolf

Der festliche Feierakt

Passiert — glossiert

Im Heagsaal (beliebt — bewährt) beging der Horst Hohe Tanne des Bundes Deutscher Pfadfinder sein 50jähriges Jubiläum. Die hochgehaltene Tradition wurde durch zwei heraldische Bannerträger im Bühnenbild dargestellt, die Begrenztheit des Menschseins durch deren viertelstündliche Ablösung. Um so erfreulicher der Hinweis auf die

dekorative Jahreszeit durch einen prachtvollen Kastanienbusch zur Rechten der Redner.

Wie zu solcher Art Gelegenheit unumgänglich, wurde eine gute Stunde lang das Gestern, Heute und Morgen in bedekten Worten aufgewiesen: ein Urfpfadfinder erzählte von der Gründung der ersten Darmstädter Pfadfindersippe 1911, von der wichtigen Rolle der „Darmstädter Richtung“ in den Auseinandersetzungen um die rechte Art und Weise innerhalb des Pfadfinderbundes nach dem 1. Weltkrieg von der Entwicklung zur Jugendbewegung, von der Oppositionsbildung durch die Neupfadfinder und von den mannigfachen Kontakten zu anderen Bünden und Gruppen, deren Leben in vieler Hinsicht vom Pfadfinder-System geprägt worden sei.

Dem prall gefüllten Saal wurde danach eine schöne Erholungspause gegönnt: Eis gab es zwar nicht, aber vier Kunstbessene machten sich daran, ein wenig Kammermusik zu offerieren. Die feine, sicherlich alte Notenvorlage hätte eine glücklichere Besetzung verdient — es kann der beste Oboist halt nicht mit Freude spielen, wenn es dem tapferen Geiger nicht gelingt (noch sauberer zu spielen). Trotzdem macht etwas aus einer Gruppe heraus gemeinsam Musiziertes un-erhört froh, denn hier kommt das Verbindliche einer Gemeinschaft zu einem doch echteren, erhebenderen Ausdruck als etwa durch eine einheitliche Hemdfarbe.

So bildete dieses Musizieren den rechten Auftakt zu der Ansprache des Bundes-Roverführers *Hermann Diehl*, der in knapper, außerordentlich klarer und eindrucksvoller Weise die Zeitbeurteilung und Arbeitsgrundsätze des Bundes vortrug. Mit der militanten Stimme eines Gardeoffiziers, von dem „Blitz-Knaben“ des Horstes in allen Positionen fotografiert, führte er aus, daß die Bundesführung seit dem Krieg bemüht sei, die altbewährten Methoden der Scoutistik nicht so sehr in Frage zu stellen, sondern vielmehr sie so zu verfeinern, daß sie den extremen gegenwärtigen Zeitforderungen gerecht würden. Ungeeignete äußere Formen seien abgebaut worden (die heraldisch-steifen Bannerwachen auf der Bühne leider noch nicht . . .), die wesentlichen Grundsätze der Methodik jedoch habe man neu verankert und intensiviert.

Aus einer zeitgemäßen knappen Soziologie der Jugend von heute leitete er die Notwendigkeit von geordneten Bereichen für Gruppenbildungen der 12—15jährigen ab,

die zwar heute vielfach die Stufe des unbesorgt sich ausstobenden, kräftefreisetzenden Jungseins durch ein allzu frühes Angliedern an die Erwachsenenwelt übersprängen, die aber dennoch und gerade deshalb vieler Leitlinien und Lebenshilfen bedürften, die sie in der Auseinandersetzung und Bewährung innerhalb einer Gemeinschaft Gleichaltriger unter verantwortungsbewußter Führung weit besser erfahren könnten, als Eltern und Lehrer es ihnen beizubiegen vermöchten.

Das Wesentliche aus den in diesem Sinne erläuterten pädagogischen Grundsätzen ist wohl die Forderung nach dem „Ideal des Dienens“ und eine intensive „Schule des natürlichen, bewußt einfachen, ja verzichtenden Lebens“ als Gegenkraft zu der „Isolierschicht des heutigen künstlichen Lebens“ mit seiner Steuerung der Menschen durch Apparate. Ich meine, diese Grundgedanken liegen heute ganz allgemein allen bündischen Gruppenkonzeptionen zugrunde, wenn auch oft in anderer Formulierung. Das darüber hinaus spezifisch Pfadfinderische wurde im weiteren dargestellt als „organisierte Schulung der Aktivität“ durch das bewußt beibehaltene Probensystem, die damit verbundene hierarchische Aufgliederung der Gesamtgemeinschaft in genau festliegende Leistungs- und Rang-Kasten, für deren jede bestimmte Verhaltensnormen aufgestellt sind. Hier setzen Bedenken anderer Gruppen an, ob nicht durch diese Reglementierung die freiwillig gesuchte höhere Bewährung behindert wird, durch deren Anreiz die Aktivität des einzelnen viel mehr verstärkt werden könnte und die der Gefahr, falschen Ehrgeiz zu wecken, vielleicht leichter entgeht.

Doch weiß ich wohl, wieviel mehr dies erfordert und wieviel weniger sich hierfür finden. So beeindruckte mich, der ich kein Pfadfinder bin, die Sicherheit, mit der *Hermann Diehl* sagte: „Wir sind ein geachteter, gut bezahlter Verein, unserer Notwendigkeit sind wir sicher, und wir hoffen, daß der Horst Hohe Tanne in diesem Sinne weitere 50 Jahre in Darmstadt wirken kann.“ — Nun gut, ich will mich seinen Wünschen anschließen und mich zuletzt nur noch bei den Sängerknaben bedanken, die eingangs und zum Schluß des Abends fröhlich und doch wunderbar exakt und sauber sangen. — Am Ausgang habe ich trotz flehend hingereichtem Hut nichts bezahlt, weil ich als eingeladener Student von allen Abgaben befreit bin. *keckes*

